

E 33/10

**GESCHICHTE
DER DEUTSCHEN LITERATUR
IN UNGARN
1867—1918**

VON
DR. BÉLA VON PUKÁNSZKY

*Sonderabdruck aus »Deutsch—Österreichische Literaturgeschichte«
III., herausgegeben von Prof. Dr. E. Castle, Wien und Leipzig 1933.
Verlag Carl Fromme G. m. b. H.*

GESCHICHTE
DER DEUTSCHEN LITERATUR
IN UNGARN

1867—1918

VON
DR. BÉLA VON PUKÁNSZKY

*Sonderabdruck aus »Deutsch—Österreichische Literaturgeschichte«
III., herausgegeben von Prof. Dr. E. Castle, Wien und Leipzig 1933.
Verlag Carl Fromme G. m. b. H.*

E 33/10



Ungarn.

¹Bei der räumlichen Zersplitterung des ungarländischen Deutschtums, bei dem Fehlen eines geistigen Zusammenhalts, eines ständigen Verkehrs einerseits, bei der starken Anziehungskraft des Magyarentums andererseits konnte in der Zeitspanne vom Ausgleich bis zum Umsturz im engeren Ungarn ein wurzelfestes deutsches Schrifttum nicht mehr gedeihen.

Dieserjenigen Gesellschaftsschichten, aus welchen früher die deutschungarischen Schriftsteller hervorgegangen waren — Geistliche, Lehrer, städtische Intelligenzler —, sprachen und schrieben magyarisch, wenn sie im öffentlichen Leben vorwärtskommen wollten; diejenigen, die an ihrem Volkstum noch festhielten und in deutscher Sprache schriftstellerten, paßten sich den jeweiligen literarischen, insbesondere den Wiener Geschmacksrichtungen an und schmolzen in die unübersehbare Masse bedeutungsloser Unterhaltungsliteraten ein, abgesehen von wenigen bedeutenderen Einzelercheinungen, die um so mehr erfreuen, je seltener sie sind. So trägt das deutsche Schrifttum in Ungarn fast ausnahmslos einen zivilisatorischen Charakter; es wurzelt nicht in festen kulturellen Überlieferungen, es ist nicht das notwendige Ausdrucksmittel einer völkischen und kulturellen Einheit, sondern entweder Erwerbsmittel geschäftiger Journalisten (meist jüdischer Abstammung) oder Propagandawerkzeug begeisterter Magyarenfreunde zur Erhaltung der jahrhundertealten deutschungarischen Kulturbeziehungen.

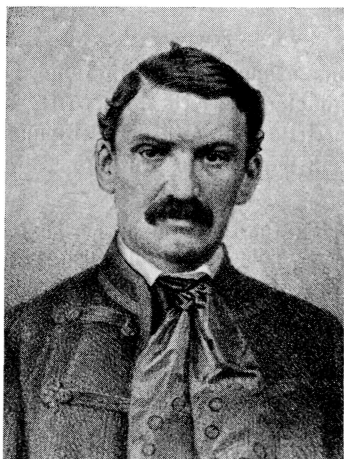
Periodische Presse.

Der zähe und schließlich siegreiche Kampf um seine Verfassung brachte Ungarn in der Monarchie und im Ausland zu wachsendem politischem Ansehen. Dies drückt sich auch in dem Aufschwung seiner periodischen Presse nach 1867 aus. Der Tagespresse in deutscher Sprache fiel noch die weitere Aufgabe zu, mehr als bisher die schöne Literatur zu pflegen und zu fördern, weil es an deutschen literarischen Zeitschriften auf dem Gebiete des engeren Ungarns fast gänzlich fehlte und auch selbständige literarische Publikationen immer seltener wurden.

Allerdings haben die in den Tagesblättern veröffentlichten literarischen Erzeugnisse mit dem Deutschungartum sehr wenig mehr zu tun. Es sind zumeist schwache Nachahmungen der Wiener Zeitungsliteratur, verfaßt von rührigen, aber wurzellosen Journalisten, die ihr Glück bald in Pest, bald in Wien suchen. Die regen Wechselbeziehungen zwischen den Wiener und Pester Redaktionen, auch in den politischen Streitigkeiten der beiden Reichshälften von größter Bedeutung, erklären vielfach die Farb- und Charakterlosigkeit der deutschen Presse Ungarns.

Unter den Tagesblättern errang der „Pester Lloyd“ durch Max Falk (1828 bis 1908) den ersten Platz. Schon seit seinem fünfzehnten Jahr veröffentlichte Falk Artikel im „Spiegel“, im „Ungar“, in den „Eletképek“; als radikaler Journalist nahm er in Wien an der Revolution teil, und nach 1848/49 kämpfte er freimütig im „Pesti Napló“ und im „Wanderer“ gegen den Absolutismus. Er gewann das Vertrauen des Grafen Stephan Széchényi und des „Vaters der Nation“, Franz Desik. Beauftragt, der Kaiserin Elisabeth Vorträge über ungarische Literatur zu halten, verstand er es, zwischen den Politikern und den höchsten Kreisen eine Vermittlerrolle zu spielen. Von 1868 bis 1906 Chefredakteur des „Pester Lloyd“, machte er das Blatt zu dem wirksamsten Vermittlungsorgan zwischen Ungarn und dem Ausland. Auch hörte er nicht auf, die magyarische

¹ Beitrag von Dr. Béla von Pufánszky in Budapest mit ergänzenden Angaben von Senior Dr. C. C. Schmidt in Preßburg und einem Zusatz (über Max Nordau) vom Herausgeber.



Max Falk.

Nach einer Lithographie von Marastoni
1862.

(Porträtssammlung der Nationalbibliothek.)

Journalist eine sehr gewandte Feder, sondern trat auch als begabter Dichter hervor. Die S. 549 genannten „Kenien aus und für Ungarn“, Leipzig 1841/42, das ebendort angeführte zeitgeschichtlich ungemein wertvolle Buch „Das deutsche Element in Ungarn. Von einem Deutschungarn“, Leipzig 1843, haben ihn zum Verfasser. Seine Verdienste um Jókai sind S. 570 gewürdigt. Durch viele Jahre übte die Kunstkritik Adolf Silberstein (1845 bis 1899). Er hatte sich in Pest, Leipzig, Berlin und Heidelberg umfassende Kenntnisse, in Berlin, Leipzig und Wien eine gute journalistische Schulung erworben. In seinen auch von Laube und Alexander Strafösch unterstützten „Dramaturgischen Blättern“ suchte er beim deutschen Publikum Interesse für ungarische Kunst zu erwecken. Im „Pester Lloyd“ veröffentlichte er feinsinnige Feuilletons, in selbständigen Bänden populärwissenschaftliche Plaudereien. Große Verdienste erwarb er sich durch Übersetzung der Werke von Jókai, Mikszáth, Bartók u. a. Leicht fließende Feuilletons, Erzählungen, insbesondere aber farbenreiche Reisebeschreibungen schrieb für den „Pester Lloyd“ Ludwig Hevesi (1843 bis 1910), der 1875 seine Haupttätigkeit nach Wien verlegte (S. 873 f.). Der aus Keszthely gebürtige Hermann Schwarz lieferte neben zahlreichen politischen und soziologischen Artikeln für den belletristischen Teil Übersetzungen französischer und magyarischer Romane (von Zola, Jókai, Cötvös und Mikszáth). Mehr Gelehrter als Schöngest war der Jurist und Botaniker Sigmund Schiller, der verantwortliche Schriftleiter des Blattes. Er veröffentlichte hier Novellen, Feuilletons und politische Aufsätze, anderwärts (in der „Österreichischen Gartenlaube“, in „Über Land und Meer“) auch Lyrisches. Albert Sturm (1851 bis 1909) verfocht zunächst als Mitarbeiter der Wiener „Tagespresse“ in dem um die Nationalitätenfrage entstandenen Streit die Sache des Magyarentums, kehrte 1874 nach Ungarn zurück, wurde Feuilletonist beim „Neuen Pester Journal“, befaßte sich aber gleichzeitig auch mit der Übersetzung von Werken ungarischer Dichter. 1881 führte er als Parlamentsberichterstatler des „Pester Lloyd“ die in Ungarn bis dahin unbekanntenen kritischen Berichte über Parlamentsitzungen ein. Nebenher veröffentlichte er eine unübersehbare Reihe von literarischen Aufsätzen (auch in der „Ungarischen Revue“), die im Auslande zur Kenntnis des neu aufblühenden

Dichtung durch Übersetzungen (S. 570) und Aufsätze dem deutschen Lesepublikum bekannt zu machen. Seine Nachfolger Leo Weiglberg und Siegmund Singer erwarben sich als Verfasser kluger Leitartikel einen geachteten Namen. Gegenwärtig steht Joseph Bészsi (geb. 1858 in Arad) an der Spitze der Redaktion. Nachdem er an mehreren magyarischen Blättern mitgearbeitet hatte, gründete er in Berlin die politisch-literarische Zeitschrift „Jungungarn“, die ebensowenig Bestand hatte wie das Tagblatt „Buda-pesther Presse“. Als geistiger Leiter des „Pester Lloyd“ ist Bészsi heute der bedeutendste deutsche Publizist Ungarns. Er überfetzte den „Bank-Ban“ von Joseph Katona, den er in Berlin zur Ausführung brachte.

Von den Mitarbeitern des „Pester Lloyd“ sei nur derjenigen kurz gedacht, die den schongeistigen Charakter des Blattes bestimmt haben.

Zu den gehaltvollsten deutschen Persönlichkeiten des ganzen Zeitraums gehörte Eduard Glag (1812 bis 1889), von 1868 bis 1880 interner Mitarbeiter des „Pester Lloyd“. Von bewußt deutscher Gesinnung, geistig ungemein regsam, fein gebildet, führte er nicht nur als

magyarischen Geisteslebens wesentlich beitragen. Das von ihm übersetzte Volksstück „Der Dorflump“ von Eduard Lóth kam sowohl auf deutschungarischen wie auf österreichischen Bühnen mit Erfolg zur Aufführung. Gegenwärtig steht der literarisch-kritische und belletristische Teil des „Pester Lloyd“ unter der Leitung von Julian Weiss. Auch er machte seine journalistische Schulung in Wien durch, lehrte nach Pest als Korrespondent der „Wiener Allgemeinen Zeitung“ zurück und gab eine Reihe von Bänden mit Novellen und humoristischen Gedichten heraus, die von scharfer Satire durchsetzt sind. Seinem Scharfblick in kulturellen Fragen sowie seinen vielseitigen Interessen hat es der „Pester Lloyd“ zu danken, daß er sich noch immer als geistiges Vermittlungsorgan zu behaupten vermag.

Das zunächst für den deutsch-jüdischen Kleinbürgerstand gegründete „Neue Pester Journal“ (1872 bis 1925) vermochte bei der stets lockend wirkenden Überlegenheit des Konkurrenten kaum je gebiegene Arbeitskräfte dauernd an sich zu fesseln. Um die Entwicklung des Blattes hat sich besonders Alexander Landesberg (geb. 1848 zu Großwardein, gest. 1916 zu Wien) als Theater- und Kunstreferent verdient gemacht. Schon 1872 übersiedelte er nach Wien (S. 887), wo er auch als Verfasser von Libretti, Lustspielen und Possen („Karl der Kühne“, „Familie Wasserkopf“, „Faschingdienstag“ u. v. a.) eine vielseitige Tätigkeit entfaltete. Der fruchtbare Feuilletonist des Blattes Joseph Siklósi erwarb sich mit seinen, in Reclams Universal-Bibliothek auch selbständig veröffentlichten „Eisenbahngeschichten“ allgemeine Beliebtheit.

Was sonst an Tagesblättern in der Hauptstadt erschien, hatte entweder nur kurzen Bestand, wie das „Budapester Abendblatt“ und die „Budapester Chronik“, oder kommt hier weiter nicht in Betracht. Dies gilt auch von dem vorzüglich redigierten „Ungarischen Lloyd“ (1867 bis 1876), der in erster Linie wirtschaftlichen Interessen diente, sowie von dem beinahe durch ein Vierteljahrhundert von Julian Weiss geleiteten „Budapester Tagblatt“ (1884 bis 1914), in dem Literarisches nur bisweilen zur Behandlung kam.

Allerdings hatten manche minder bedeutende Blätter rührige und gewandte Mitarbeiter, die auch belletristisch tätig waren, doch erhoben sie sich nur selten über das Niveau der Durchschnittsjournalisten. So schrieb Ludwig Rotter für das von ihm redigierte „Neue Politische Volksblatt“ Feuilletons und Romane mit den Effektmitteln französischer Schundware, bot aber hier und da doch auch eine von edlerem Geschmac zugehende Novelle. Auch der Feuilletonist dieses Blattes, Peter Somogyi, veröffentlichte Gedichte, Nachdichtungen und kunstkritische Aufsätze, in denen er zuweilen einen feinen Formsinne und literarische Kenntnisse an den Tag legte. Selbst für das (nur kurzlebige) „Neue Budapester Abendblatt“ hatte man einen populären Roman- und Theaterschriftsteller, Arthur Singer, als Chefredakteur gewonnen.

In der Provinzpresse behauptete Preßburg auch weiterhin die Führerrolle.

Diese verdankt die Stadt zunächst der altherwürdigen „Preßburger Zeitung“, die 1864 die Jahrhundertfeier ihres Bestandes beginnend und erst 1929 eingegangen ist. In unserem Zeitraum wurde sie von Karl Angermayer, Karl Koller, Rudolf Löwö und Alois H. Bichler redigiert. Sie diente lokalen Interessen, doch ihr literarischer Inhalt kam dem der hauptstädtischen Blätter wenigstens gleich¹. Zu ihren Mitarbeitern zählte Friedrich Gund (Erdélyi), der 1886 bis 1887 auch die — allerdings bald wieder eingegangene — „Preßburger Revue“ herausgab. Hier begann seine journalistische Laufbahn Moriz Mandl (geb. 1840 zu Preßburg), später Mitarbeiter mehrerer Wiener Blätter, der als leidenschaftlicher Verehrer Kleists das Epos „Das Rätchen von Heilbronn“ (Wien 1873) verfaßte. Auch die poetischen Erstlinge der unter dem Decknamen Erwin Steinau schriftstellernden Preßburgerin Karoline Schmid erschienen in der „Preßburger Zeitung“. Ihre Gedichte, Erzählungen und Feuilletons wurden von reichsdeutschen Zeitschriften gern angenommen. Besonders als Jugendschriftstellerin hat sie sich einen geachteten Namen erworben.

¹ Karl Angermayer jun., Geschichte der Preßburger Zeitung. Preßburg 1896.

Über Literatur, Theaterwesen, Kunst und Musik schrieb jahrzehntlang geistreich und anregend Johann Batta (aus Preßburg, 1845 bis 1917), der, von der landläufigen Aufklärung ausgehend, über Schopenhauer und Richard Wagner schließlich zur katholischen Weltanschauung kam. In musikalischen Dingen zählte er ganz zur neudeutschen Schule und war ihr stets ein unerschrockener Vorkämpfer. Als einem Mann von völkischer Gesinnung ging es ihm um die Erhaltung bodenständigen deutschen Lebens, dessen rühmliche Vergangenheit er als Stadtarchivar wie kaum ein zweiter kannte. Sein reicher Briefwechsel mit bedeutenden Zeitgenossen harrt der Bearbeitung und Herausgabe.

Noch bedeutender, zumal im belletristischen Teil, war der von Iván von Simonyi (1836 bis 1904) gegründete „Westungarische Grenzboten“. Vor allem war es der Begründer selbst, der in dem Blatt durch seine geistvollen Aufsätze (als „Zeit-, Streit- und Zukunftsfragen“ 1903 auch selbständig erschienen) der Behandlung kultureller Fragen einen breiten Raum eröffnete. Seine Lieblingsthemen waren Erziehungsweisen, Philosophie und populäre Astronomie nach Flammarion, deren Einwirkung in seinem spannenden Roman „Metempsychose“ hervortritt. Als Stilist war Simonyi, den Müller-Guttenbrunn in den „Glocken der Heimat“ in dichterischer Freiheit als ungarischen Edelmann auftreten läßt, höchst „eigenartig“, d. h. ganz ungezügelt, oft schwulstig. Vermutlich von Schopenhauer her beeinflusst, brach auch er zum Teil mit den Idealen des Liberalismus und wurde unerbittlicher Antisemit, womit er dem Blatte wohl einigen Abbruch tat, ihm aber auch vorübergehend eine gewisse Bedeutung gab. Im übrigen sah er gerade in Schopenhauers Lehre eine Ursache des Nihilismus und Anarchismus. Von den Mitarbeitern verdient als eine kulturgeschichtlich interessante Erscheinung Johann Sabransky genannt zu werden, ein schlichter Handwerker, der aber, hellen Kopfes und gefundener Urteils, nicht ohne Geschick über volkswirtschaftliche Fragen schrieb. Anonym erörterten Edmund Steinacker und Adam Müller-Guttenbrunn nationale Angelegenheiten. Den belletristischen Teil des Blattes besorgten in den siebziger Jahren die Brüder Joseph und August Siebenlist. Joseph Siebenlist, 1872 bis 1877 auch Schriftleiter des Blattes, ein gewandter Feuilletonist, ging später nach Wien und hatte wiederholt mit Gesangsspiessen Erfolg; von ihm stammt eine Übersetzung der „Tragödie des Menschen“ von Madách. Der jüngere Bruder, August Siebenlist (geb. 1849 zu Karlsburg), Übersetzer von Kosuths „Schriften aus der Emigration“, hatte sich durch sein auch in Deutschland beachtetes, gediegenes Hauptwerk „Schopenhauers Philosophie der Tragödie“ (Preßburg und Leipzig 1880), als einen feinen Kenner deutschen Schrifttums befundet. Er verfaßte Theaterreferate, literarische Kritiken, Übersetzungen. 1890 begründete er mit seinem Bruder das Wiener Wochenblatt „Im Salon“. Ihr Nachfolger ward Otto von Fabricius (1857 bis 1912), der sich von der praktischen Bühnentätigkeit der Schriftstellerei zuwandte. Seinen Gedichten („Seelenblüten“ 1878) fehlt individuelle Färbung, von seinen Lustspielen „So sind sie alle“ und „Fräulein Doktor“ (1883) kam das erste auf dem Berliner Nationaltheater zur Auf-führung. Nach Veröffentlichung der Romane „Abwärts“ (1883) und „Das Modell“ (1885) trat er in die Redaktion des „Westungarischen Grenzboten“ ein. Hier machte er sich durch



Joh. Batta

Nach einer Radierung
im städtischen Museum zu Preßburg.

Novellen und Skizzen im humoristisch-satirischen Genre („Humoresken und Novellen“ 1885, „Neue Humoresken und Novellen“ 1903, „Aviatiker der Liebe“ 1911) sehr beliebt. „Der Schalf saß ihm stets im Nacken, und seine Schlagworte und witzigen Einfälle verdichteten sich oft zu Perlen echten Humors und ernstgemeinter Satire“¹. Seit 1899 war er als Schriftleiter, seit 1902 als Chefredakteur des „Bresburger Tagblattes“ tätig, wo sich ihm nur mehr wenig Gelegenheit bot, seine belletristischen Fähigkeiten zu entfalten. Von den jüngeren Mitarbeitern ist Karl Gruber-Szeredai zu erwähnen, der seine journalistische Tätigkeit 1906 hier begann und auch in ausländischen Zeitschriften Gedichte, Novellen und kunstkritische Aufsätze veröffentlichte.

Die in Ödenburg herausgegebenen Blätter „Ödenburger Zeitung“ und „Grenzpost“ (früher „Ödenburger Rundschau“ und „Radikal“) dienten bloß lokalen Interessen. Der langjährige Schriftleiter der „Ödenburger Zeitung“ Julius Baron von Potier schrieb unter dem Decknamen Ernst Marbach auch Lyrisches und Dramatisches. Seine Operndichtung „Melusine“, von dem Bresburger Domkapellmeister Karl Mayrberger vertont, erlebte dort als ein heimisches Kunstwerk 1876 ihre Uraufführung.

In der „Kaschauer Zeitung“ finden sich zuweilen wertvolle volks- und heimatkundliche Artikel, wie die von dem Gründer Mundartdichter Theodor Kliegl.

Auch die anspruchlosesten Blättchen brachten sie und da Originalnovellen und Erzählungen, so der „Günser Anzeiger“ die humoristischen Feuilletons von Theodor Waissbecker („Kinder meiner Mußestunden“ 1910).

Beinahe den Charakter von Zeitschriften haben die beiden Wochenblätter des Zipser Deutschtums, der „Zipser Bote“ und die „Karpthenpost“.

Der in Leutschau herausgegebene „Zipser Bote“, ein „Wochenblatt für Zipser Interessen“, wurde von Gustav Höpflner 1861 gegründet und bis zu seinem Tode 1900 von ihm redigiert. Seit 1882 erschien er auch unter magyarischem Titel, zum Teil mit magyarischem Text. Der belletristische Inhalt bestand anfangs größtenteils aus Novellen und Erzählungen, welche ausländischen Wochenschriften („Über Land und Meer“ u. a.) entnommen waren. Später brachte jedoch besonders die Beilage, das illustrierte „Sonntagsblatt“, immer mehr Aufsätze, Feuilletons und Gedichte von einheimischen Verfassern, wie Th. Bosewitz, Eugen Binder, Alexander Münnich u. a.

Auch die 1879 von Paul Sauter in Keszmarc gegründete „Karpthenpost“ brachte neben volkswirtschaftlichen Artikeln (meist aus magyarischen Blättern) heimat- und volkskundliche Aufsätze, Gedichte und Erzählungen (besonders Zipser Lokalsagen), die treues Festhalten an dem Heimatboden und dem Kulturerbe der Väter bezeugen. Die monatliche Beilage „Zipser Heimat“ und die beinahe in jeder Wochennummer erschienenen köstlichen „Blaudereien im Obstgarten“ von Julius G. Geyer bekunden lebhaftes Interesse für Heimatpflege. Ein anderer Mitarbeiter voll Treue zu seiner ungarländischen Heimat war Friedrich Scholcz (S. 1430). In den beiden Zipser Wochenschriften kamen die meisten Zipser und Gründer Mundartdichter — Ernst Lindner, Rudolf Weber, Rudolf Göb, Julius Haug, Friedrich Lam u. a. — zu Wort.

Eine journalistische Tätigkeit in bewußt deutschem Sinn entfaltete durch ein halbes Jahrhundert Edmund Steinacker (1839 bis 1929), bis 1892 Handelskammersekretär in Budapest und durch längere Zeit Reichstagsabgeordneter. In vielen reichsdeutschen und österreichischen Zeitungen schrieb er über die politische und kulturelle Lage des Deutschtums in Ungarn, auch suchte er in der Provinzpresse, besonders in den siebziger und achtziger Jahren, das deutsche Bewußtsein zu pflegen und zu wecken. Durch die von ihm bewirkte Gründung der „Deutschen Zeitung“ in Temesvár, die nach einigen Jahren in ein Wochenblatt „Deutschungarischer Volksfreund“ (Hauptleiter

¹ Dr. E. Kumlík im Vorwort zu Fabricius' Novellenband „Süße Mädel und andere Bitterkeiten!“ (Leipzig 1913).

Viktor Örendi-Hommenau) umgewandelt wurde, kam es um die Jahrhundertwende zu einer deutschen Bewegung unter den südingarischen Schwaben, worüber noch zu berichten sein wird.

Zeitschriften, selbst illustrierte Unterhaltungsblätter wollten nicht gedeihen und brachten es nur selten über einen Jahrgang.

Die von Max Nordau, später von Adolf Silberstein redigierte „Ungarische Illustrierte Zeitung“, die von Bernhard Buchbinder herausgegebene humoristisch-belletristische Wochenschrift „Das kleine Journal“, das von Viktor Selb geleitete „Budapester Salonblatt“, die unter der Redaktion von Franz Czukelter erschienene „Budapester Illustrierte Zeitung“ und Emmerich Waldsteins belletristische Zeitschrift „Hungaria“ brachten Modenachrichten, harmlose Plaudereien über Tagesereignisse und die übliche geschmacklose „Roman-Beilage“. Besser behaupteten sich die nur erbaulichen Zwecken dienenden Blätter wie die von Moriz Graz herausgegebene Gründer Monatschrift „Nach der Schicht“, die 1888 von Karl Hollerung in Modern begründeten „Evangelischen Glocken“ und der von Karl Eugen Schmidt in Preßburg seit 1897 herausgegebene „Friedensbote“, beides evangelische Kirchenblätter, ferner volkswirtschaftliche und politische Wochenschriften, wie die von Gerhard Marosy und Franz Schumacher redigierte, in Preßburg zur Ausgabe gelangende Zeitschrift „Das Recht“.

Nur durch die Unterstützung der Regierung erhielt sich die der deutsch-magyarischen Kulturvermittlung dienende „Ungarische Revue“ (1880 ff., fortgeführt u. d. T. „Ungarische Rudscha“) 1912 bis 1914), zu der die namhaftesten ungarischen Gelehrten Beiträge lieferten.

Wie nach dem Zusammenbruch der Monarchie das deutsche Kulturbewußtsein auch in bis dahin völlig gleichgültigen Schichten erwachte und sich auf geistigem Gebiet Geltung verschaffte, zeigen die allerorten neu entstandenen Zeitschriften, so — um nur einige zu erwähnen — die von Emil Kumlík redigierte Halbmonatschrift „Heimat“ in Preßburg, das ebendort von Pfarrer Wilhelm Raß herausgegebene evangelische „Gemeindeblatt“ (seit 1920), die von Leopold Grusz herausgegebene Monatschrift „Der Gründer“ (seit 1925), in der zunächst mit Hinblick auf die geistigen Bedürfnisse des Deutschtums in den Bergstädten geschichtliche, volkswissenschaftliche und literarische Aufsätze veröffentlicht werden. Doch war bei den traurigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen auch vielen von den nach 1918 entstandenen Zeitschriften nur eine kurze Lebensdauer beschieden.

Deutsches Theaterwesen.

Das 1867 zur Herrschaft gekommene magyarische Staatsvolk betrachtete das deutsche Theater durchaus als einen Germanisierungsfaktor, den es darum auf das entschiedenste mit allen Machtmitteln der Verwaltung bekämpfte. Auch in Gemeinwesen mit bodenständiger deutscher Bevölkerung wurde, sobald die Stadtverwaltung in magyarische Hände kam, neben den deutschen Schauspielunternehmungen magyarischen Gesellschaften die Spielerlaubnis erteilt; alsbald erhielten diese die besseren Theaterstage



Edmund Steinacker.

Nach einer Photographie von A. Kurz in Wien.

zugewiesen, die Spielzeit der deutschen Gesellschaft wurde mehr und mehr verkürzt, und nach wenigen Jahren erklärte man, daß überhaupt kein Bedürfnis nach einem deutschen Theater bestehe. Die durchaus opportunistische Haltung des deutschen Bürgertums in Ungarn machte es möglich, daß auf diese Weise der Kulturzusammenhang der ungarländischen Deutschen mit ihren Stammesgenossen in Österreich und im Deutschen Reich unterbunden wurde — und dies zur selben Zeit, da die magyarische Theaterware sich den deutschen Markt eroberte.

Typisch ist das Schicksal des deutschen Theaters in Pest. Das im Jahre 1853 auf dem „Großen Marktplatz“ errichtete Interimstheater mußte Direktor Georg Gundl wegen Baufälligkeit sperren. Unter dem Präsidium Bachmaiers wurde eine Aktiengesellschaft „Variété“ gegründet, die das Theater in der Wollgasse (jetzt Váthorygasse) — zunächst für einen Orpheumbetrieb bestimmt — erbaute. Eröffnet wurde das neue Haus unter der Direktion Heinrich Hirsch am 21. Dezember 1869 mit dem Stück des alten Strauß „Die blaue Donau“. Populäre Operetten (besonders Offenbach), Wiener Stadtpossen, bisweilen Salonlustspiele, nur selten ernste Dramen standen auf dem Spielplan. Es war die beste Zeit für ein deutsches Theater — abgesehen von den politischen Verhältnissen —, da weder das magyarische Volkstheater, das später in der Operette die gefährlichste Konkurrenz machte, noch das Opernhaus bestand, und auch die wenigen Dramenvorstellungen des Nationaltheaters noch nicht genügten. Aber trotz allen Zugeständnissen an den Geschmack des Publikums im ersten Jahrzehnt seines Bestandes gelangte das Theater in der Wollgasse zu keiner Bedeutung. Die Aktiengesellschaft zog sich endlich vom Betrieb zurück und verpachtete das Haus, doch weder Hirsch noch seine Nachfolger Kublaß und Strampfer konnten auf einen grünen Zweig kommen. Albin Swoboda, der wenigstens ein ernstes künstlerisches Programm mitbrachte, wie seine unmittelbaren Nachfolger kämpften mit den größten materiellen Schwierigkeiten. Erst Stanislaus Lesser machte das deutsche Theater wieder gesellschaftsfähig. Zwar wechselte er oft sein Programm und auch sein Personal, doch führte er wenigstens den Gastspielbetrieb in einem vorher in Pest nicht dagewesenen Maße durch. In den letzten Jahren seiner Tätigkeit zeigte er das ernste Bestreben, das höhere deutsche Lustspiel und die bessere Posse zu pflegen; sein Personal wies bewährte Regisseure, gute Kräfte und aufstrebende Talente auf. Lesser leitete das Theater, das er 1882 gekauft hatte, bis zum 20. Dezember 1883, als es knapp vor dem üblichen Weihnachtsgastspiel Adolf Sonnenthal's ein Raub der Flammen wurde.

Die furchtbare Brandkatastrophe wurde allseits aufs tiefste beklagt. Denn trotz der Anspruchslosigkeit seiner künstlerischen Leistungen war das Theater in der Wollgasse die Wiege für so manches Schauspielertalent von gutem Ruf. Joseph Jarno, Adele Sandrock, Max Preger, Oskar Simnig errangen hier ihre ersten Erfolge, die Gastspiele ausländischer Größen waren auch für die heranwachsende magyarische Schauspielergeneration von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Das Unglück war aber umsomehr zu bedauern, da — wie der Referent des „Pester Lloyd“ an dem Tage nach dem Brande feststellte — „die Leidenschaft, welche einst über der Frage des Budapester deutschen Theaters sich entzündet hatte, jahrelang ruhte. Es war Waffenstillstand eingetreten, der sich allgemach in vollkommenen Frieden auflöste. Man gewöhnte sich allmählich daran, in der Wollgasse das Rendezvous freundschaftlicher Kunst zu finden, die ungarischen Künstler füllten die Logen, sooft ein illustrier Gast aus Wien oder aus Deutschlands Gauen die dortige Bühne betrat. Die fremden Gäste besuchten vice versa das National- und Volkstheater und verbreiteten die Kunde ungarischen Talents, ungarischer Kultur im Auslande. Bildungslustige ungarische Bürger waren häufiger bei den besseren Vorstellungen des deutschen Theaters bemerkbar, das Kasino hatte eine Anzahl von Habitué-Logen gemietet. Die ungarische Presse nahm seit einer Reihe von Jahren angenehme Notiz von den bemerkenswerteren Vorstellungen. Der Direktor als Hausherr hatte nebst den deutschen

auch noch ungarische Aufschristtafeln angebracht, auf seiner Bühne durfte nichts vorkommen, was gegen die nationale Empfindlichkeit im geringsten verstieß.“ Zugleich wurde jedoch die Befürchtung ausgesprochen, daß die Zeit nicht abzusehen sei, in welcher ein deutsches Theater in Budapest wieder errichtet werden könne. Tatsächlich wurde in einer bewegten Sitzung der Gemeindevertretung das Gesuch Lessers um die Bewilligung zum Wiederaufbau des Theaters mit großer Mehrheit abgelehnt.

In Ofen wurden zwischen 1867 und 1870 abwechselnd deutsche und magyarische Vorstellungen gegeben. Direktor Georg Gundl fristete mit seiner Gesellschaft ein kümmerliches Dasein, bis ein Beschluß der Gemeindevertretung 1870 die deutschen Vorstellungen auch hier endgültig einstellte.

In Preßburg¹ fanden die gastierenden österreichischen Wandertropen — unter der Leitung von Louis Schwarz, Adam Bauer, Heinrich Bohrmann, Max Kmentt, Heinrich von Othegraven, St. S. Wolf — insbesondere in dem „alten“ Theater die wärmste Aufnahme beim Publikum. Manche deutsche Dramatiker, wie Hebbel und Jordan, besuchten die Preßburger Bühne. 1878 wohnte Bodenstedt einer ihm zu Ehren veranstalteten Aufführung des „Narcis“ von Brachvogel bei, in der der Petersburger Hofschauspieler Lesser, ein Freund des Dichters, die Titelrolle spielte. Zwei Monate später fand hier die Uraufführung seines Trauerspiels „Kaiser Paul“ unter der Direktion Bohrmann und Kmentt statt, nachdem aus „höheren Rücksichten“ die deutschen Hofbühnen dieses Stück abgelehnt hatten. Der Erfolg war glänzend. Auch bedeutende Schauspielertalente, wie Rudolf Tyrolt und Adolf Laban, traten hier vor das Publikum. Karl Kampfmüller, selbst Dramatiker, veröffentlichte in der „Preßburger Zeitung“ trefflichere kritische Besprechungen. Naturgemäß war der Spielplan stark von Gastspielen abhängig, die die Aufführung oder Nichtaufführung eines Stückes bestimmten. Das eigene Repertoire beherrschte die Wiener Lokalposse und das Salonlustspiel. Bei der hohen musikalischen Kultur des Preßburger Publikums mußten zahlreiche Opern einstudiert werden. Die Aufführungen von Wagners „Lohengrin“ und „Tannhäuser“ gehörten zu den schönsten Abenden des „alten“ Theaters. Auch Johann Strauß gastierte, Franz Liszt gab mehrere Konzerte, der berühmte Hanns Richter begann hier seine Dirigentenlaufbahn. Als das 1776 auf die Anregung des Grafen Georg Esáty erbaute „alte Theater“ 1884 gesperrt werden mußte, wurde ein Interimstheater eingerichtet, in dem eine Schauspielergesellschaft unter der Leitung von Karl Ludwig Zwernz Vorstellungen gab. In das neue prächtige Stadttheater (1886) zogen magyarische Schauspieler ein, doch war den deutschen noch lange, bis 1918, ein Teil der Spielzeit zugewiesen.

Ganz ähnlich ging es in Odenburg. Über Interesselosigkeit des Publikums konnte keine Klage erhoben werden, doch die Pächter — die bedeutendsten seit 1867 waren Karl Haag, Joseph Ludwig, Emanuel Kaul, Alfred Cavar, Leopold Straßmayer, Alfred Schreiber, Paul Blafel, Gustav Schmidt und Johann Kottow — gerieten stets in Geldverlegenheiten durch die riesigen Ausstattungskosten der Operetten trotz wiederholter Erhöhung der Sitzpreise. Zur Beseitigung dieser Übel wurde 1873 der Städtische Theater-



Stanislaus Lesser.

Nach einer Lithographie von P. Rohrbach.
(Theatersammlung der Nationalbibliothek
in Wien.)

¹ Karl Benyovszky, Das alte Theater. Preßburg 1927.

aus schuf, 1885 der Verein der Theaterfreunde gebildet, in welchem das deutsche Bühnenwesen warme Förderer fand. Den Spielplan beherrschte seit Ende der sechziger Jahre die Operette, besonders Offenbach, Strauß und Suppé. Von den Opern gingen am häufigsten „Martha“, „Der Freischütz“, „Troubadour“, „Norma“, „Lucia von Lammermoor“, „Lucrezia Borgia“, „Robert der Teufel“, „Die Jüdin“, „Der Barbier von Sevilla“ und „Der Prophet“, von Prosastücken die Werke von Dumas, Halm, Nestroy, Gottschall, Sardou und Grillparzer über die Szene. Auch hier waren die Gastspiele die bedeutendsten Ereignisse des Theaterlebens; Baumeister und Marie Norned (1867) sowie Wilhelm Knaack (1879) ernteten stürmischen Beifall. Die fortschreitende Magyarisierung Ödenburgs entzog den deutschen Schauspielertruppen immer mehr den Boden. Sie mußten die Hauptsaison den magyarischen Konkurrenten überlassen. Seit 1905 gab es nur mehr magyarisches Theater in Ödenburg; deutsche Schauspielertruppen konnten ihre Tätigkeit von dieser Zeit an bloß im bescheidensten Rahmen fortführen.

Über das deutsche Theaterwesen der übrigen Provinzstädte Ungarns liegen nur dürftige Angaben vor. Der aus Pest gebürtige Siegmund Lautenburg, später Direktor des Berliner Residenztheaters, begann 1870 seine Laufbahn bei einer Truppe, die in oberungarischen Städten spielte. In den siebziger Jahren pflegten die Mitglieder des Preßburger Theaters zwei Monate in Raab zu gastieren. Direktor Karl Ludwig Zwernitz war 1884, bevor er das Preßburger Interimstheater pachtete, mit seiner Gesellschaft in Trentschin-Tepliz tätig. In der Mitte der achtziger Jahre gibt es schon in den meisten Provinzstädten nur mehr gelegentlich deutsche Dilettantenvorstellungen.

Lyrik.

Wurzelfeste und wertvolle Schöpfungen bieten die Mundartdichter (vgl. II, 658 bis 661).

Wir finden sie auf dem engeren Gebiete Ungarns vor allem in der Zips¹. Der erste, der die Zipser Mundart bewußt als Kunstmittel handhabte, war Friedrich Scholcz (1831 bis 1911). Seine wenigen Gedichte im „Zipser Boten“ und in der „Karpathenpost“ sind teils stimmungsvolle Bekenntnisse wärmster Heimatliebe, teils humoristisch-didaktische Betrachtungen („Kofersches“, „Meister Schod“), die von kleinen lokalen Anekdoten ausgehen. Unmittelbar von Scholcz angeregt ist Ernst Lindner (1826 bis 1902). Obwohl in Leibitz geboren, nannte er sich stets „Ländners Ernst von Käisenmarkt“, da sich seine schönsten Erlebnisse sowie seine geistige Entwicklung an diese Stadt knüpfen. Nach bewegten Lehr- und Wanderjahren wurde er Lehrer an dem Gymnasium zu Zips-Neuborf (Zs6), später (1875) Bibliothekar der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Er besaß eine umfassende und vielseitige Bildung, doch eben diese Vielseitigkeit führte zu einem etwas zerfahrenen Polyhistorismus, zu einer Unstetigkeit, die durch sein lebhaftes Temperament noch genährt wurde. Vor die Öffentlichkeit trat Lindner zuerst mit dem „Täufels Suhn von Schloß“ (Leutschau 1854), einer balladenartigen Bearbeitung der Gebirgsfage vom „Karfonturem“ mit dem jungen Grafen Thököly im Mittelpunkt. Diese Sage ist auch in der magyarischen Dichtung oft behandelt, Lindners Bearbeitung aber ward in kurzer Zeit so beliebt, daß es in der Zips bald keinen Menschen gab, der sie nicht aus dem Gedächtnis hätte erzählen können. Noch größer war der Erfolg seines Hauptwerkes, der Sammlung „Fliegende Blätter in Zipser Mundart“ (1864), insbesondere der zweiten, erweiterten Auflage „Fartblindhijer Zepsercher Lieberposchen“ (1879). Der Dichter wurde aus dem In- und Auslande mit Anerkennung überhäuft, Bodensiedt und Scheffel sprachen

¹ Johann Loisch, Dichter aus der Oberzips. (In magyarischer Sprache.) Festschrift des Zipser Vereines in Budapest, 1926. (Mit vielen Literaturangaben.) — Die deutsche Oberzips im Poppertal umfaßt den nordwestlich vom Tátra- und Maguragebirge, südlich von der Hundert (Hornád) eingeschlossenen mittleren Teil der Zipser Gespanschaft.

ihm ihre Bewunderung über den Reichtum des „Liederposchens“ aus, Rudolf Weber, der getreueste Nachfolger Lindners, gab eine feinsinnige Analyse der einzelnen Stücke¹. Der „Liederposchen“ ist und bleibt die beliebteste Gedichtsammlung der Ziper. Seine Stücke werden in der ganzen Zips gesungen und vorgetragen. Er zerfällt in vier Teile („Pöschel“): erzählende Gedichte („Verzäilongen“), „Dylln“, Lieder, Balladen. Vor allem verdient der Reichtum an kunstvollen Formen Beachtung. Jede Zeile, jeder Ausdruck ist sorgfältig gewählt und gefeilt. Dabei erfüllt insbesondere seine Liebeslieder eine frische, natürliche Sinnlichkeit; mit verschmühtem Lächeln fordert er sein Schäßchen zu Küssen auf, und voll Liebesglut befinzt er die „verbäudenen Äppelchen“ des geliebten Busens. Nach dem „Liederposchen“



Friedrich Scholz.

Nach einem Druckstock des Verlages Sauter in Reßmark.

hat Lindner nur noch eine unvollendet gebliebene Gedichtreihe („Käisenmarker Lutterhorn“, Zipser Bote 1883/84) veröffentlicht, in der er noch einmal die Schönheiten seiner Heimat preist. Verdienstvoll sind seine Verdeutschungen einzelner Gedichte von Arany und Petöfi (von diesem hat er zahlreiche Lieder auch in die Zipser Mundart übertragen), von Garay, Gyulai, Szász und Lévay. Bestrebt, die magyarische Dichtung im Ausland bekannt zu machen, schrieb er über sie eine Reihe geistvoller Aufsätze, die besonders über die deutsch-magyarischen Beziehungen treffliche Bemerkungen enthalten. Lindner ist die bedeutendste dichterische Begabung der Zips. Ohne eigentliche Vorgänger, unberührt von fremden Anregungen, nimmt er in der Mundartdichtung eine Stellung neben Hebel und Holtei ein. „Er krönte das arme, misachtete Aschenbrödel, die Zipser Mundart, mit dem immer blühenden Kranze seiner taufrischen Poesie und zauberte auf dem pausbäckigen Gesicht seiner erkorenen Königin ein gesundes, frohes Lächeln hervor“². Von Lindners Nachfolgern sind der formgewandte Rudolf Göß sowie der dichterisch bedeutendere Rudolf Weber³, der durch den Hinweis auf die drohende Gefahr der Slavisierung viel zur Erweckung des deutschwölkischen Bewußtseins beigetragen hat, in diesem Werke bereits erwähnt worden (II, 659). Für die Erhaltung deutscher Sitte und Sprache tritt auch der vielseitige Physiker Béla Alexander (1858 bis 1916) in seinen in der „Karpathenpost“ veröffentlichten Gedichten ein:

Halt Zepfer fest und halt en Ehrn,
Was d' von der Mutter hast, die Spräch!
Der Mutter Trai . . . der Mutter Lehrn,
Halt se derhäim und draußn äuch,
Dos sai die Flamm, die en där briht,
Dich wärmt und weg vom Schlechtm zieht . . .

¹ „Über Mundart und mundartige Dichtung“. „Zipser Bote“ 1879.

² Friedrich Lam, Ernst Lindner. „Karpathenpost“ 1902, Nr. 45.

³ Vgl. die tüchtige Biographie von Johann Loisch, Rudolf Weber, ein Zipser Volksdichter.

Unmittelbar von Lindner angeregt sind die weniger fruchtbaren Mundartdichter Ludwig Slatkovszky¹ und Julius Haug („Pötschnäiterchen of der Poppers Wasser gepötscht von Kujáun J. Haug“. Budapest 1926). Neben diesen „Stodtkändern“ ist noch ein biederer Landwirt aus Altmalldorf Johann Kullmann (geb. 1881) zu nennen, der in seinen Gedichten die schlichte, gesunde Lebensführung seiner Landsleute besingt. Kornel Krompacher (1843 bis 1897), Emmerich Kövi (1839 bis 1917)², Aurel Hensch (1858 bis 1921)³ und Friedrich Lam⁴ bringen in heiteren Vers- und Prosaerzählungen Gestalten und Überlieferungen des Zipser Landes zu stimmungsvollem Vortrag.

Die Dialektdichtung der Zips ist eine der erfreulichsten Erscheinungen in dem neueren deutschen Schrifttum Ungarns. Ihre Weiterentwicklung in der Gegenwart läßt hoffen, daß das Zipser Volk an dem angestammten Volkstum in Treue festhalten wird.

Auch die Deutschen der Bergstädte, die Gründner oder Gründer, haben Mundartlyriker⁵, obschon keine so hervorragenden Talente wie Lindner und Weber. Der aus Göllnitz gebürtige Samuel Fuchs (1809 bis 1847) will seine Landsleute mit köstlichem Humor durch die „Zindruthe zur Sprengung des Branntweinfasses“ zur Mäßigkeit anleiten, Viktor Mohr setzt in seinem Epos „Da Páa“ (Keszmark 1929) der Kulturarbeit seiner Stammesgenossen ein würdiges Denkmal, und Karl Wolf verherrlicht die Naturschönheiten seiner engeren Heimat in sangbaren Liedern. Der bekannteste und bedeutendste Mundartlyriker des Göllnitzer Tales ist der Pfarrer Franz Raizenberger (gest. 1930). Feiner Formsinn, tiefer Humor und strenge Selbstzucht kennzeichnen seine zahlreichen Gedichte, die er seit den neunziger Jahren in dem „Zipser Boten“ und in der „Karpathenpost“ veröffentlicht hat. Unmittelbar angeregt haben ihn die beiden Humoristen Alexander Nagy von Pfenyékfi und Béla Méhly. Der aus Schmöllnitz gebürtige Theodor Kleigl (1847 bis 1899) bietet in seinem Buche „Die Gründler. Eine Entdeckungsfahrt in das Ländchen der Mantafen“ (Budapest 1894) nicht nur liebevoll eingehende Plaudereien über Sprache und Sitte der Gründner, sondern auch Originalgedichte und kleine Lustspiele aus dem Alltagsleben („De Fraa en Haus“, „Da Saufa“, „Schmelenza en da Rasch“). Den kernigen Volkshumor der Mezensseifener trifft man bei Peter Gallus (1868 bis 1927) an, die Überlieferungen der „Buleener“ von Dobschau haben in Samuel Klein (1847 bis 1915) einen begeistertsten Pfleger und Sammler gefunden. In dem „Topficher Gatscholper“ (1914), der teils Lieder, teils Lokalsagen und heitere Verserzählungen enthält, erscheint Klein als ein Dichter von warmem Gemüt, beinahe unerschöpflicher Erfindungsgabe und einem bemerkenswerten Formtalent, dem jede Schwierigkeit in Vers und Reim nur neue Anregungen bringt. Gegenwärtig ist der Stadtpoet der „Buleener“ der Schuhmacher Samuel Pellionisz, dessen Gedichte trotz ihrer formellen Anspruchslosigkeit eine ungewöhnliche lyrische Begabung zeigen.

Das neuerwachte Volksbewußtsein läßt auch bei den „Gründnern“ ein weiteres Gedeihen des Schrifttums erhoffen.

¹ Dr. Julius Gréb, Aus dem Tagwerk eines Zipser Dichters. „Karpathenpost“ 1919.

² „s Pisenstóschén.“ Eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten in Zipser Mundart. Keszmark 1912.

³ „Schmaläun's losjige Geschichten.“ Heiteres aus dem Zipser Land in Zipser Mundart. Keszmark 1919.

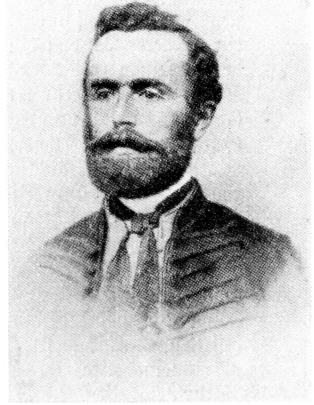
⁴ „Zipser Treue“, Budapest 1921; „Popperwasser“, Keszmark 1924, in welchen auch Gedichte in hochdeutscher Sprache zu finden sind.

⁵ Friedrich Lam, Die Literatur der Gründler. (In magyarischer Sprache.) Festschrift des Zipser Vereines in Budapest 1926. — Die Hundert (Hernád) bildet die Grenze zwischen der deutschen Oberzips und den „Gründern“, der deutschen Unterzips am Göllnitzfluß, dem südlichen Teile der Zipser Gespanschaft, der eine von der „zipserischen“ verschiedene deutsche Mundart, die „gründnerische“, spricht. Vgl. E. Winter, Die Deutschen in der Slowakei und in Karpathenrußland. „Deutschtum und Ausland“, hsg. v. G. Schreiber. Heft 1.

Den Mundartdichtern nahe verwandt ist jene bescheidene Gruppe hochdeutscher Lyriker, die Stoff und Anregung zu ihren Dichtungen von dem heimatlichen Boden empfangen und auch in der Gesamthaltung ihrer literarischen Tätigkeit die Jahrhunderte alten Traditionen des deutschungarischen Schrifttums weiter pflegen.

Hier sind zunächst einige treue Söhne des Zipser Landes zu nennen. Als Lyriker und Übersetzer trat der Wirtschaftspolitiker Emmerich Fests (1817 bis 1883) hervor, der sich auch um das Zustandekommen des Ausgleichs zwischen Österreich und Ungarn bedeutende Verdienste erwarb. Seine „Gedichte“ (Budapest 1884) sind etwas eintönig. Er zeichnet entweder Landschaftsbilder seiner engeren Heimat oder bringt patriotische Ergüsse in anspruchslose Verse; mitunter tauchen Zeitfragen und politische Probleme auf. Sein geläutertes Formgefühl weist auf den Einfluß des Münchener Dichterkreises hin. Mehr einen journalistischen Charakter hat die Lyrik des aus Leutschau gebürtigen Grundbesitzers Julius Probstner, dessen Gedichtband „Rätsel und Gedichte“ (Budapest 1892) einige feingeformte Erinnerungsdichtungen an die Heimat bietet, während die Reimspielereien, Zahlen-, Silben- und Sinnrätsel, humoristischen Scharaden und Anekdoten mit Poesie eigentlich nichts mehr zu tun haben. Eugen Binder veröffentlichte anfangs seine Gedichte in „Zipser Boten“ und der „Karpathenpost“, erst 1907 selbständig unter dem Titel „Freut euch des Lebens. Humoristische Gedichte, erlauseht, erlebt und erdacht und dann in Verse gebracht“. Seine tiefen, innigen religiösen Gedichte wie seine geistreiche Liebes- und Gesellschaftslyrik, die zuweilen stark an Heine erinnert, gehören zu dem Besten, was das neuere Zipser Schrifttum hervorgebracht hat. Eugen Deil, Sekretär der Handels- und Gewerbekammer zu Kaschau, erweist sich in seinen zahlreichen Gedichtbänden¹, die er nur für einen engeren Freundeskreis bestimmt hat, als Lyriker von feinem Nachfühlungsvermögen und seltener Regsamkeit der Phantasie. Seine Jugendgedichte sind größtenteils Heimaterinnerungen oder Bilder aus der ungarischen Geschichte. Später flüchtet sich seine Phantasie in die Welt des fernen Orients, in der Liebeslieder voll glühender Leidenschaft und farbenprächtiger Bilder entstehen. Leider geht ihm der Sinn für formale Schönheit ab.

Aus Westungarn stammt der als feinsinniger Sammler der deutschen Volksdichtung der Hünenzi sowie als Mundartdichter bereits (II, 242 f., 661) gewürdigte Johannes Ebnspänger (1845 bis 1903). Sein „Wählerlied“ (Temesvar 1869) sowie das „Vereinslied der südungarischen Lehrer“ (Nagybecskerek 1870) sind bloß Gelegenheitsdichtungen. Das in zwei Auflagen erschienene Heft „Ungarland mein Vaterland“ (Szombathely, 2. Aufl., 1877) bietet Bearbeitungen magyarischer Gedichte, poetische Bilder aus der Geschichte Ungarns, patriotische Oden zu „Deklamationen und zur Ergänzung des Geschichtsunterrichtes der heimischen Jugend deutscher Zunge“. Eine reg schriftstellerische Tätigkeit entfaltete Gustav Ebner (1848 bis 1925), Pfarrer in Preßburg.



*Prof. Josef Lindner,
Bibliograph des Ungarischen
Alachmies der Wissenschaften*

Nach einem Druckstock
des Zipser Vereines in Budapest.

¹ „Jugendklänge“, Kaschau o. S. „Schatzkästlein“, Kaschau 1865. „Haidersstein“, Kaschau o. S. „Noëmi“, Kaschau o. S. „Spätommer“, Kaschau 1886. „Elfrid“, Kaschau 1888. „Letzter Lenz“, Kaschau 1897.



Marie von Rajmájer.

Nach einer Photographie von L. Angerer in Wien.
Aus dem Besitz von Frau Dora Stodert-Meynert.

Seine Gedichte¹ sind von inniger Religiosität und edlem Patriotismus durchdrungen. Stimmungsbilder aus der ungarischen Landschaft („Wo die Donau rauschend fließt“, „Vom Labor aus“, „Hortobágyer Csikós bin ich“) gemahnen in ihrer sanften Schwermut an Lenau. Auch bei ihm finden sich Erinnerungen an große Ereignisse der ungarischen Geschichte („Mohács“, „Bei Bilágos“). Aus seinen sangbaren Liedern spricht warmes Gefühl. Julius Lechner von der Lech (1841 bis 1914), aus einer süddeutschen Patrizierfamilie, veröffentlichte unter verschiedenen Decknamen in den sechziger Jahren Übersetzungen in bester Zeitungen und Zeitschriften. Seine „Puffenklänge“ (1905) sind harmlose Erzeugnisse der Salonlyrik. Die dilettantischen Heimeereien von Julius Morgenstern („Dichtungen“, I. und II. Teil 1893/94, III. Teil 1897) wirken durch ihre unfreiwillige Komik vielfach zwerchfellerschütternd.

Unter den Vertretern der Heimatlyrik finden sich auch einige Dichterinnen. Von Lenau, Beck, den Freiheitslyrikern und Petöfi wurde die aus Schennitz gebürtige Verta Kombauer angeregt. Nachdem sie sich an dem Revolutionskrieg 1848/49 als Krankenwärterin tapfer beteiligt hatte, folgte sie ihrem Gatten ins

Exil nach Davenport, arbeitete an dem deutschen Blatte, das er dort herausgab, mit, veröffentlichte auch darin Nachdichtungen aus magyarischen Dichtern („Bunte Blätter“, St. Louis 1888). Desgleichen sandte Hermine von Semsei (gest. 1897) ihre etwas abstrakten und sentimentalischen „Herzensklänge“ (Triest 1889) aus der Fremde in die Heimat, während sich Anna Janovics („Die lachenden Kinderstimmen“, Wien 1890) Kindheitserinnerungen vergegenwärtigte. Sidonie Weiß (1844 bis 1917) schrieb anfangs unter dem Decknamen K. Hainzendorf, später — nachdem sie Gattin des als Realschulprofessor an verschiedenen Orten Ungarns tätigen Schriftstellers Karl Weiß-Schrattenthal geworden war, der sich besonders um die Förderung moderner Frauenlyrik verdient machte² — unter dem Namen Sidonie Schrattenthal. Ihre Sammlung („Aus der Stille“ 1916) enthält feingeformte Gedichte, kleine Geschichten aus der Vergangenheit Siebenbürgens, Bilder aus dem rumänischen Dorfleben, die durch Anspruchslosigkeit und Unmittelbarkeit anziehend wirken.

Bei der weit größeren Gruppe der Bildungslyriker, die in Stoff und Stil österreichischen und reichsdeutschen Vorbildern folgen, entspringt die Dichtung selten einem inneren Bedürfnis.

Dominika v. Becke-Telnitz (aus Mannheim, 1801 bis 1881) war wohl keine Deutschungarin, verbrachte aber den größten Teil ihres Lebens in Ungarn und wuchs

¹ „Stille Stunden“ 1905. „Für König und Vaterland“ 1906. „Mein Heimatland“ 1907. „Glaubensknospen“ 1907.

² „Die deutsche Frauenlyrik unserer Tage“ (1893) u. ä.

ganz in das damalige deutschungarische Geistesleben hinein. Sie war im Hause des Palatins Erzherzog Joseph Erzieherin der Kinder aus dessen dritter Ehe mit der edlen Prinzessin Maria Dorothea von Württemberg, die ihrerseits in das leicht aufklärerische deutschungarische Geistesleben ein Fermentchen pietistisch-evangelischer Frömmigkeit brachte. Zuletzt lebte Dominika v. Becke-Telnitz in Preßburg, wo sie einst mit G. L. Schröder (Chr. Dser, II, 1044 f.) verkehrt hatte und nun, völlig erblindet, als eine Persönlichkeit von seltener Seelengröße allgemeine Verehrung genoß. Ihre Gedichte und Aphorismen erschienen unter dem Titel „Minka“ (Wien 1881) und erwiesen die Dichterin als eine tiefbeschauliche Natur, die, was sie bewegte, in schlichter Weise zum Liede oder zum Gedankenkrystall formte, freilich ohne dabei einen wirklich überzeugenden eigenen Ton zu finden und die konventionellen Schranken ihrer Zeit zu durchbrechen.

Hausbadene Dilettantendoesie hat die aus Preßburg gebürtige E. Harry Gschöfl, in ihren jüngeren Jahren Grillparzer und den Schwestern Fröhlich nahestehebend, unter dem Decknamen E. Harry, als „Wald- und Feldblüten“ (Preßburg 1900) vor die Öffentlichkeit gebracht. Von Grillparzer angeregt, entfaltete auch Marie von Rajmájer (geb. 1844 zu Ofen, gest. 1904 in Aussen) ihr dichterisches Talent. In früher Kindheit nach Wien übersiedelt, erhielt sie eine gute literarische und musikalische Ausbildung. Von ihren vielseitigen Interessen zeugen ihre Werke: Gedichte¹, Epen², weitläufige historische Romane³, Dramen⁴. Ihr eigentliches Gebiet ist die Lyrik, die besonders in formeller Hinsicht eine reiche Entwicklung zeigt. Ihr bedeutendstes Werk, das Epos „Gürret-ül-Cyn“ aus der persischen Geschichte, ist zwar großartig angelegt und voll flammender Farben, in seiner Ausführung jedoch uferlos und wirkt mit seinem Apparat anachronistisch⁵. Eine ungleich reichere lyrische Begabung besaß Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy (S. 702, 720 f.). Gleich ihr war die aus Preßburg gebürtige Gräfin Stephanie von Wurmbbrandt-Stuppach (1849 bis 1919) musikalisch hochbegabt. Denselben Decknamen S. Brand-Brabéln, unter dem sie ihre Kompositionen herausgab, benützte sie auch für ihre Aphorismensammlungen⁶. Die Jugendschriftstellerin Eveline Petrovics, seit 1893 als Privatlehrerin in Mödling tätig, Mitarbeiterin des katholischen Jugendblattes „Ephuranen“ und der „Mödlinger Zeitung“, hat Erzählungen („Jünger Herzen Freud und Leid“, Regensburg 1897) und einige Gedichte von erbaulichem und belehrendem Charakter veröffentlicht.

Moriz Kolbenheyer (S. 564 f.) bot jetzt sein Bestes in seinem kleinen idyllischen Epos „Unter den Linden. Ein Lied vom Christian Gottlob Leberecht Großmann“ (Best 1872). Befriedigt es auch als Ganzes nicht, besonders um der letzten Gesänge willen, die nur mehr zum Lobe des Gründers des Gustav Adolf-Vereines angestimmt und somit matte Gelegenheitsdichtung sind, so bringen doch die in der Franzosenzeit spielenden fünf ersten Gesänge lebendig geschaute Bilder, die, weil sie vor allem auch von gesunder deutscher Empfindung getragen sind, noch heute genossen werden können. Das letzte Heft der einst von Heibel geschickten „Bierzeiler“ erschien 1883, „Vom Krankenpfähle“. Sind sie auch nicht sonderlich tief, so bringen sie doch manchen feinen Gedanken in ansprechender Form.

Alexander Czeke (1828 bis 1891), ein vielseitiger, aber zerfahrener Tonkünstler aus Fünffkirchen, redigierte 1866/67 in Wien eine kurzlebige Zeitschrift „Ästhetische Rundschau“, in der er auch die künstlerischen Ereignisse Ungarns mit Aufmerksamkeit

¹ „Schneeglöckchen“, Wien 1868. „Gedichte. Neue Folge“, Wien 1870. „Neue Gedichte“, Stuttgart 1891. „Der Göttin Eigentum“ 1900. „Nachgelassene Gedichte“ 1905.

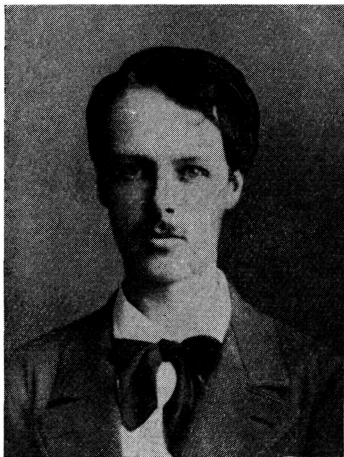
² „Gürret-ül-Cyn“, Wien 1874. „Gräfin Ebba“, Stuttgart 1877.

³ „Eine Schwedenkönigin“, Breslau 1882. „Der Stern von Navarra“ 1900.

⁴ „Johannisfeuer“, Stuttgart 1888. „Hildegund“ 1899. „Kaiser Julian“ 1903. „Dramatischer Nachlaß“ 1907.

⁵ Otto Alshöfer, „Ungarns deutsches Dichtertum“. Jung-Ungarn 1911. Heft 7.

⁶ „Betrachtungen“ 1896. „Neue Betrachtungen“ 1901. „Gesammeltes“ 1904.



Ferdinand Laban.

Nach einer Photographie von Ludwig Faust
in Preßburg (1881).

verfolgte. Zu Beginn der siebziger Jahre war er Musikreferent des „Pester Lloyd“, später reiste er als Dirigent eines Orchesters in der ganzen Welt herum. Seine „Bilder aus dem Süden“ (Wien 1878) vereinigen erotische Reiseerlebnisse und lyrische Betrachtungen über Musik. Sie zeugen von einer staunenswerten Belesenheit des Verfassers in den Werken von Heine, Lenau, Platen, Rückert und Bodenstedt, denen er manches Formelle abgelauscht hat. An Heine bildete sich auch der als magyarischer Journalist bekanntgewordene Joseph Surányi (Schwarz). In seiner unter dem Decknamen Hans Harding ausgegebenen Gedichtsammlung „Aus jungen Tagen“ (1888) verdienen nur wenige stark pointierte Liebesgedichte Beachtung, die übrigen Gedichte — zum Teil im dekorativ orientalischen Stil — sind bloß Reimübungen.

Ein wirkliches, aber leider nicht voll zur Entfaltung gelangtes Dichtertalent war der bedeutendste Deutschungar des ausgehenden 19. Jahrhunderts, Ferdinand Laban (aus Preßburg, 1856 bis 1910)¹, zuletzt Bibliothekar der Königl. Museen in Berlin. In seiner Weltanschauung

bekanntete er sich zu dem Pessimismus eines Schopenhauer und Leopardi, den mystischen Zug in Schopenhauers Philosophie lehnte er dagegen entschieden ab, er stand daher dem Nietzsche des „Menschlichen, Allzumenschlichen“ sehr nahe. Beziehungen zu Wahnfried ergaben sich von selbst. Laban wurde dort, wie etwa auch Siegfried Lipiner, als wertvoller „Ausländer“ gerne beachtet. Diesen Beziehungen verdankte er es auch, daß ihn die edle Freundin des Hauses Wagner, Gräfin Schleinig, nach Berlin empfahl. Nietzsche hätte ihn gern in seinen Kreis gezogen, doch lehnte Laban eine solche Gefolgschaft entschieden ab. Als feinsinniger Essayist hatte er bald einen guten Namen. Als Dichter kannte man ihn nicht. War er doch nur einmal mit einem schwächtigen poetischen Bändchen hervorgetreten: „Auf der Haimburg. Eine Dichtung“ (Wien 1881). Aber so bescheiden dieser erste und einzige dichterische Wurf auch scheint, so bedeutsam ist er. Form und Färbung ließ sich Laban wohl von Leopardi geben, der Inhalt der beiden gewaltigen Elegien (aus solchen besteht nämlich die „Dichtung“) ist ganz ausschließlich sein Eigentum: wahrer, selbsterlebter Schmerz. Laban ist der einzige deutschungarische Dichter, der dem Schmerz über den drohenden Untergang des Deutchtums in Ungarn erschütternden Ausdruck gibt. Übrigens verrät sich seine starke dichterische Begabung auch in manchen seiner anderen Schriften, so vor allem in den eigenartigen „Dialogischen Belustigungen“ (Preßburg 1883) und dann besonders noch in dem reizenden Kindheitsidyll des Nachlaßbandes „Zerstreut und gesammelt. Aufsätze über Leben, Kunst und Dichtung“ (Berlin 1911).

Einer der bedeutendsten Pfleger der Gedankenlyrik ist der in Preßburg tätige evangelische Pfarrer Karl Eugen Schmidt (geb. 1865), seit dem Umsturz auch politisch ein Erwecker und Führer der Karpathendeutschen, von 1920 bis 1925 ihr einziger parlamentarischer Vertreter im Prager Parlament. Er veröffentlichte 1885 den Gedichtband „Auf dunklen Pfaden“, ließ einiges auch in Anthologien und Zeitschriften erscheinen, so besonders im „Deutschen Dichterheim“, in der „Deutschen Dichtung“ und ähnlichen

¹ Derselben Preßburger Familie Laban entstammen noch der bekannte Schauspieler Adolf Mylius (Laban), der Choreograph Rudolf von Laban und der Wiener Universitätsdozent Anton Lábán.



Karl Eugen Schmidt.

Nach einer Photographie von J. F. Langhans
in Prag (1926).

1898) zum Selbstmord. Er war zunächst mit einer dramatischen Arbeit („Der Taugenichts“ 1891) und sodann mit Reiseskizzen („Eine Frühlingsfahrt durch Italien nach Tunis, Algerien und Paris“ 1898) hervorgetreten. Seine Lyrik, von der vieles in Zeitschriften erschienen ist, liegt gesammelt nicht vor. Sie ist epigonenhaft-schwermütig, aber nicht ohne Reiz. Majeršzky leitete seit Dezember 1893 das 1880 von Paul Heinze in Dresden-Striesen begründete „Deutsche Dichterheim“ gemeinsam mit August Siebenlist. Gedankens-lyrik von aristokratischer Überspannung pflegt der vielseitige und vielgeschäftige Georg von Schulpe (geb. 1867). Die von ihm in der „Pfeßburger Zeitung“ erschienenen Aufsätze über Friedrich Graf von Schack und Nietzsche geben über die Wurzeln seiner Dichtung Aufschluß. Er selbst bekennt sich zu Nietzsche. Nachdichtungen, Spruchsammlungen, dramatische Versuche für aristokratische Liebhaberbühnen, Gedichtbände¹ zeigen ihn zwar als einen hochgebildeten, geistreichen Literaten von feinem Stilgefühl, doch ohne eigentliche poetische Begabung. Sie entspringen keinem inneren Bedürfnis, sondern nur dem Wunsche nach vornehmer Spielerei. Neben dem selbstgefälligen Sozialhumanismus dieses Edelmannes wirken um so ergreifender die Gedichte des einftigen Schreiner-gefellens aus Arad, Nikolaus Schmidt (1874 bis 1930)², der mit kühnem Naturalismus von Not und Elend der Stadtproletarier spricht. In seinen Versen, die wie „Hammerschläge am eisernen Tore der Gesellschaft klingen“, bekennt er sich zu einem Sozialismus in idealster Form („Das Lied der Unterdrückten“); doch erhebt er sich auch über die Leiden und Qualen seiner Klasse und wagt sich an höchste Daseinsfragen — so etwa in der dramatischen Dichtung „Satanas“ (1922), die er mit einem naiven, alles erlösenden Pantheismus erfüllt.

Blättern, zog sich aber dann von der belletristischen Tätigkeit zurück. Erst nach 1918 ist er in der Pfeßburger Zeitschrift „Heimat“ mit einigen Gedichten von mehr örtlichem Gepräge wieder hervorgetreten. In seiner Lyrik, deren Gedankenwelt auf den Einfluß Schopenhauers und Wagners hinweist, setzt sich eine kräftige, hochgebildete Persönlichkeit mit den größten Fragen des menschlichen Daseins auseinander. Damit verbindet sich eine vornehme Formkultur, die von Lenau, Hamerling, Betty Paoli und dem Münchener Dichterkreis Anregungen empfangen hat. Alles in allem also: herbstlich gedämpfte Spätromantik, nicht ohne Wärme nachempfunden, aber doch nur eine erträumte Welt.

Auch zwei magyarische Dichter sind in diesem Zusammenhang zu nennen: der feinsinnige Julius Revičsky, der in seinen Gedichten den lebensüberdrüssigen Ton des Schopenhauerschen Pessimismus und der Dekadence anstimmt, und der mit ihm innig befreundete Eugen Komjathy, der in seinen allzu überspannten ästhetischen Oden dem Vorbilde Nietzsches folgt. Unbefriedigter Ehrgeiz trieb Adalbert von Majeršzky (1866 bis

¹ „Gedichte“, Leipzig 1886. „Harfe und Harnisch“, Romane, Dresden 1888. „Licht und Schatten“, Pfeßburg 1890. „Triumphphantasien und dionysische Lieder“, Pfeßburg 1890. „Sehnen und Suchen“. Ausgewählte Dichtungen. Dresden, 2. Aufl. 1894.

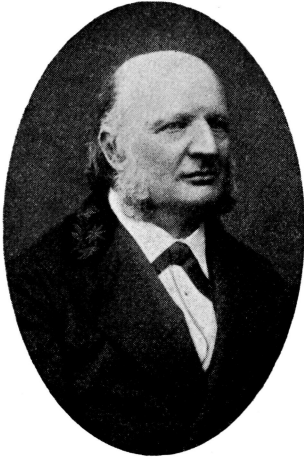
² „Dudelsacklieder, Gedichte eines Schreinergefellens.“ Leipzig 1909. „Weltenbrand und Vaterland.“ Budapest 1915. „Gedichte“. Budapest 1917. Vgl. Ilda Gräfin De Kasse-Lindheim, „Nikolaus Schmidt, ein ungarisch-deutscher Dichter“. Jung-Ungarn 1911, Heft 4. Hier auch eine Auswahl seiner Gedichte.

Den modernsten Strömungen sind die deutschungarischen Dichter im allgemeinen ferngeblieben. Nämlich allein steht Michael Joseph Eisler, der sich für seinen Sonettenband „Eisenbeinturm“ (Berlin) die Formkünstler der neuesten deutschen Lyrik, George, Hofmannsthal und Rilke, zu Vorbildern gewählt hat. Eislers Lyrik ist allzu abstrakt und abgeklärt, als daß man an die Echtheit seiner Gefühle glauben könnte, auch seine Formgebung wirkt zuweilen mehr wie die eines feinsitzelierenden Kunsthandwerkers.

Einen größeren Leserkreis als diese Lyriker hatten die literarischen Vermittler, die sich jetzt hauptsächlich der magharischen Erzählliteratur zuwandten, ohne daß es an lyrischen Anthologien ganz fehlte.

Als ein verspäteter Vertreter der geistlichen Lyrik in der Art Klopstocks und Byrkers erscheint der Benediktiner Franz Lomanik (S. 946), der seine Gedichte vielfach auch selbst vertont hat. Der aus Nukdorf gebürtige Adolf Handmann (1843 bis 1906), mit dem Schriftstellernamen Adolf von der Haide, ein begeisterter Verehrer magyarischer Dichtung, ließ in Zeitschriften eine schier unübersehbare Menge von Nachdichtungen erscheinen und entsete mit der Anthologie „Pannoniens Dichterheim“ (Stuttgart 1879) sowohl in der magyarischen wie in der österreichischen Presse viel Anerkennung, obwohl seine Ausdrucksfähigkeit und sein Verständnis für magyarische Eigenart sehr beschränkt ist. Sein Sohn gab nach dem Tode des Vaters noch den Band „Johann Arany's ausgewählte Gedichte“ heraus, in dem sich auch eine eingehende Studie über diesen größten magyarischen Epiker findet. Arany's Werke übersezte der vielseitige und rührige Zipser Andreas Sponer. Er brachte den sprachlichen und rhythmischen Feinheiten des Originalen unter allen deutschen Vermittlern vielleicht das größte Verständnis entgegen. Außerdem übersezte er noch Petöfi's Gedichte in Auswahl (1895), „Die Tragödie des Menschen“ von Madách sowie eine Reihe von Erzählungen des Koloman Mikszáth. Die Übertragung der Werke Petöfi's (1878) durch Ladislaus von Neugebauer, zu der Jókai und Bodenstedt empfehlende Vorworte schrieben, wurde von der in- und ausländischen Presse mit Lob aufgenommen. Auch in der Übertragung der Gedichte von Arany, Gyulai, Lóth und Börösmarty, der Romane von Jókai und Mikszáth sowie der Dramen von Csiky bietet Neugebauer zuweilen sein Nachgefühltes. Joseph Steinhach aus Fünfkirchen, Arzt in Wien, trat zunächst mit der Anthologie „Heimatklänge“ (1882), in der magyarische Lyriker von sehr verschiedenem Wert in hunderter Folge aneinandergereiht sind, hervor. In dem Bande „Eigenes und Fremdes“ (1888) gibt er Landschaftsbilder in der Art Lenau's und Beck's und Übertragungen von drei Sagen-erzählungen Petöfi's, in denen der naive Reiz und die märchenhafte Phantastik mit gutem Gelingen wiedergegeben sind. Die Frucht seiner weiteren Bemühungen ist die große Petöfi-Ausgabe (1902), die zu den vollständigsten und weitestverbreiteten Verdeutschungen dieses größten magyarischen Lyrikers gehört. Eine von Irene H. Cserhalmi vorgelegte Anthologie „Ungarischer Dichterwald“ (1897), mit Einbegleitung von Georg Ebers, ist auf den Leitspruch des „größten Ungarn“ eingestellt: „Noch ist Ungarn nicht gewesen, es wird erst sein.“

Fast völlig der Heimat entfremdet hat sich Gottfried Freiherr von Lüttgendorf-Weinburg. Als Sohn eines geschätzten Malers und Radierers 1825 in Preßburg geboren, genoß er eine durchaus deutsche Erziehung. Er studierte in Bonn und Würzburg, wo er die Aufmerksamkeit der literarischen Kreise bereits durch zahlreiche Übertragungen auf sich lenkte. A. W. Schlegel soll zu Gottfried Kinkel über den achtzehnjährigen Jüngling die Bemerkung gemacht haben: „Der hat die Sprache besser in der Gewalt wie ihr alle, und die Nachwelt wird ihn einst noch neben Platen und Rückert nennen müssen.“ Von Würzburg wandte er sich nach München, wo er die Jugendschriftstellerin Maria von Andechs (gest. 1867) heiratete. Er lebte dann abwechselnd hier und in Preßburg, wo er wiederholt stark besuchte Vorträge über Goethe und Schiller hielt. In den sechziger Jahren wurde er in der administrativen Bibliothek des Staatsministeriums in Wien verwendet. Sein eigentliches Arbeitsgebiet war schwedische Literatur, als



Gottfried Freih. v. Lüttgendorf-Leinburg.

Nach einer Photographie aus dem Besitze von Baroness Martha von Lüttgendorf-Leinburg.

deren Kenner ihn auch die schwedische Akademie und die Universität Lund durch besondere Ehrungen anerkannten. Sein Werk über die sogenannte „gothische Schule“ gilt selbst heute noch als eine der bedeutendsten Arbeiten über die klassische Periode der schwedischen Dichtung. Er übertrug die „Nachtmahlskinder“ von Esaias Tegnér (1845), „Helge“, Gedicht von Dehlenschläger (1865), „Esaias Tegnér's poetische und prosaische Werke“ (1884), „Die Lieder des Jährichs Stahl“ von Runeberg; besonders aber die meisterhafte Übersetzung von Tegnér's „Frithjofsage“ (in Prosa 1846, in Versen 1857) verschaffte ihm große Beliebtheit in der deutschen Lesewelt. Als begeisterter Verehrer Platens hält Leinburg in seinen eigenen, an vielen Orten zerstreut erschienenen Dichtungen (jetzt gesammelt u. d. T. „Gedichte“, Lübeck 1928) auf mustergültige Reinheit der Form und Schönheit der Sprache. Dadurch verlieren sie aber an Lebenswahrheit, die Anschaulichkeit wird von toter Reflexion überwuchert. Vergebens sucht man nach heimatlichen Klängen; nur das schöne Buch „Das Paradies meiner Kindheit“ (1909) ist der Erinnerung an seine Vaterstadt gewidmet. Von seinen selbständigen Werken seien noch das epische Gedicht „Der Abt von Heisterbach“ (1909) sowie die kleine köstliche Dichtung „Frithjof und Herdis“ genannt. Lüttgendorf ist 1893 in Wien gestorben.

Sein Sohn, der Maler und Schriftsteller Willibald Leo Freiherr von Lüttgendorf, 1856 zu Augsburg geboren und fast lebenslang im Reiche anjässig, hat sich immer als Deutschungar gefühlt. Von ihm sind die Deckengemälde im Preßburger Theater und ein Teil des malerischen Schmucks im Ratzkeller und am Rathaus zu Lübeck. Als Lyriker ist Lüttgendorf unter dem Decknamen Willibald Leo mit einem Bändchen „Gedichte eines Malers“ (München 1880) hervorgetreten. Es sind flüchtig hingeworfene schlichte Lieder, die entfernt an Stieler's schriftdeutsche Gedichte erinnern. Aus seiner Beschäftigung mit dänischer und altisländischer Sprache und Literatur ging die Übersetzung von Grundrigs „Dänischen Volksmärchen“ (1878) und einigen isländischen Sögur („Die Howard Äsfjordings-Sage“ 1879, „Die Sage von Fridthjof dem Verwegenen“ 1880) hervor.

Roman und Erzählung.

Die Unterhaltungslust des Publikums sicherte nach 1867 auch in Ungarn das Gedeihen einer Erzählungsliteratur, deren Charakter und Gepräge aber durchaus von der Journalistik bestimmt war. Es gibt keine bodenständige Erzählungsliteratur, sondern — abgesehen von wenigen Ausnahmen — nur Massenprodukte, Übersetzungen und Bearbeitungen magyarischer Romane, die mit dem Geistesleben der Deutschungarn nicht viel gemein haben. Die wenigen wirklich begabten deutschungarischen Erzähler sind gezwungen, sich außerhalb ihrer Heimat Geltung zu verschaffen, und werden so ihrem Nährboden allmählich entzogen.

Unmittelbar an Eduard Breier (S. 280 u. ö.) anzuschließen ist der aus Arad gebürtige Valduin Groller (Adalbert Goldscheider, 1848 bis 1916), von dem Aufsätze und Feuilletons in der „Wiener Illustrierten Zeitung“, im „Sonn- und Feiertagskurier“, in der „Gartenlaube“, in dem „Neuen Pester Journal“ und anderwärts er-

schienen. Seine zahlreichen Romane und Erzählungen, von denen hier bloß die bedeutendsten „Weltliche Dinge“ (Leipzig 1883), „Prinz Klob“ (Leipzig 1885), „Gräfin Aranka“ (Wlogwitz 1887) genannt seien, sind journalistische Massenware in des Wortes übelstem Sinne. Er bietet Geschichten in der Art des französischen Sensationsromanes, und wenn er einem Stoff scheinbar ein heimatisches Kostüm umhängt, geschieht es nur, um in banalen Liebes- und Kriminalaffären Zigeuner, Walachen und anderes seltsames Volk aufzutreten zu lassen. Auch sein „Humor“, dem er den Erfolg seiner späteren Werke verdankt, besteht bloß im Witz des routinierten Journalisten. Von ähnlichem Charakter sind die Erzählungen des Pressburgers Karl Geist (1839 bis 1890), Mitarbeiters am „Bester Lloyd“, der auch in der „Ungarischen Revue“ einige Übersetzungen aus dem Magyarischen veröffentlicht hat. Den Stoff zu seinen Erzählungen („Deutsch-Ungarisches“, Stuttgart 1890) entnimmt er teils der ungarischen Geschichte, teils dem Familienleben der Schwaben in der Umgebung von Ven, die hier als erotisches Völkchen behandelt werden; er gibt aber auch Novellen, deren ungarischer Charakter einzig darin besteht, daß es in der Einleitung heißt: „Unsere Geschichte spielt in Ungarn.“ Nur seine sorgfältig gebauten Perioden unterscheiden ihn vorteilhaft von dem auch stilistisch schludrigeren Groller. Stoffe aus der Geschichte Serbiens und Ungarns, zum Teil auf Grund der serbischen Volkspoesie, bearbeitete in umfangreichen Verserzählungen Karl Gröber¹. Zuweilen gelang es ihm, die bezaubernde Naivetät und den in seiner Schmutzlosigkeit düster-erhabenen Stil der Volkssage zu treffen. Neigung zu einem edleren Realismus tritt in den Werken des fruchtbaren und vielseitigen Ofener Gutsbesizers und Fabrikanten Philipp Politischer (geb. 1822 in Budapest) hervor. Als „Fidelius“ schrieb er volkswirtschaftliche Aufsätze und Feuilletons für den „Bester Lloyd“. Seine Gedichtbände² enthalten ungarische Landschaftsbilder in der Art Renaus, anspruchslos, aber mit lebhaftem Sinn für edle, reine Form, sowie Aphorismen, scharf satirisch zugespitzt in der Weise Heines, die sich auch in den „Märchendichtungen“ (1902) nicht verleugnet. In seinen breit angelegten Romanen und Erzählungen („Im Banne Fortunats“ 1882, „Erzählungen“ 1884) wie in seinen zerfließenden, durchaus epischen Buchdramen³ — nach eigenem Bekenntnis für bildungslustige Laien bestimmt, „die den trockenen Museinandersezungen des Berufshistorikers scheu aus dem Wege gehen“ — steht er im Banne Gustav Freytags. „Ernte und heitere Erzählungen aus Ungarn“ schrieb Mos László (geb. 1871 zu Nagy-Enyed). Seit seinem siebzehnten Jahr in Berlin, Schüler Joachims, Violinvirtuose, Musikreferent reichsdeutscher Blätter, ward er von Julius Stettenheim als Erzähler eingeführt. Ein Vorzug seiner Novellen⁴ ist die einfache, phrasenlose Darstellung ungarischen Landlebens, wiewohl Ungarn auch für ihn noch das „romantische“ Land bleibt. Die Novellen beruhen nur zum Teil auf eigener Erfindung, zum größeren Teil sind sie Bearbeitungen von Erzählungen des Franz Herczeg, Koloman Mitzsáth, Viktor Hátfosi, Ludwig Tolnai u. a.

Die ersten Ansätze zu einem deutschungarischen Heimatroman finden sich bei der aus Warasdin gebürtigen Mariam Tenger (Deckname für Marie Edle von Hruščóczy, 1821 bis 1898). Von Stifter aufgemuntert, betrat sie mit den Räuber geschichten „Anna Dalfu“ (1862) und „Das Fest auf Árpádvár“ (1870) die Bahn der Romanschriftstellerin. Auf die Einwände der Kritik gegen den von ihr angewandten Apparat des Schauerromans erwiderte sie, „daß die Wirklichkeit das dort Erzählte weit überbiete“. Einem besseren Geschmack tragen die folgenden Werke⁵ Rechnung. Sie wendet sich in ihnen — allerdings mit mehr Begeisterung als Können — den Lebensfragen des Deutsch-

¹ „Königssohn Marko“ (1883); „Die Schlacht auf dem Amfelseld“ (1885); „Mehmeds Braut-fahrt“ (1890).

² „Gedanken und Gestalten“ (1887); „Splitter und Balken“ (1894).

³ „Krone und Leier“ (1888); „Skanderbeg“ (1890); „Der letzte König von Polen“ (1894).

⁴ „Aus meiner Heimat“ (1898); „Ungarische Skizzen“ (1900).

⁵ „Ungarische Erzählungen“ (1873); „Der Amulettmann“ (1879); „Die Frau aus dem Weihenhaufe“ (1889).



Ella Triebnigg-Pirkhert

Nach einer Photographie.

ungartums zu, für dessen völkische Rechte sie kraftvoll eintritt. „Ich bin eine Deutschmagyarin und will es sein,“ heißt es in dem Vorwort zu den „Ungarischen Erzählungen“. „Ich bekämpfe das französisierende Wesen in den hochadeligen magyarischen Familien und im sozialen Leben. Ich bekämpfe den Wahn von der absoluten höheren Begabung und der ausschließlichen Berechtigung des Magyarentums vor den andern ungarischen Nationalitäten . . . Soll und muß nicht vielmehr dem deutschen Elemente eine hohe Bedeutung in der Kulturentwicklung Ungarns zuerteilt und in ihm auch für die Zukunft ein Hauptträger derselben anerkannt werden?“ — Mit weit höherer Begabung pflegt den Heimatroman Ella Triebnigg-Pirkhert. Als dritte Tochter des Barons Stodinger von Ankersdorf 1874 in Budapest geboren, genoß sie eine gute Erziehung, zeigte früh poetisches Talent und dichtete schon als Kind in deutscher, magyarischer und französischer Sprache. Die Ausbildung in der Malerei gab sie auf, als sie achtzehnjährig einen Offizier heiratete. Verhältnismäßig spät trat sie als Schriftstellerin mit Gedichten („Meine Felder“ 1907) und Dramen („Die aus dem Volke“ 1905, „Vorgefeste“ 1906)

hervor, welche auf den österreichischen Bühnen gute Aufnahme fanden. In ihren Erzählungen („Heimatboden“ 1916, „Uns Erbe“ 1916) erfährt sie ganz unromantisch die ungarische Landschaft als den Boden, mit dem das Gedeihen des ungarländischen Schwabentums verbunden ist. Ihre Helden werden sich ihres Deutschtums bewußt, um für die Erhaltung des materiellen und völkischen Erbes der Vorfahren auch im Rahmen einer weiteren Gemeinschaft eintreten zu können. Sind auch ihre Gestalten etwas schematisch gezeichnete Tugendideale, die fast in dem lehrhaft-salbungsvollen Ton der Erbauungsbücher sprechen, so versteht sie dafür den eigenartigen Zauber, den das rastlose Alltagsstreben eines Schwabendorfes zur Erntezeit ausübt, die innig-gemütvolle Stimmung im Kreise einer einfachen Schwabenfamilie treu und lebensvoll wiederzugeben. Sie wendet sich zunächst an Volk und Jugend, um sie zum Beharren auf der ererbten Scholle zu erziehen. „Gute Ungarn sind wir, wir lieben unsere Heimat und suchen ihr zu nützen, heben ihr Ansehen durch unsere Tüchtigkeit; gute ungarische Staatsbürger werden auch meine Söhne, denn sie wurzeln hier. Und die Landessprache können sie. Aber gerade dann können sie ihrer Heimat am besten dienen, wenn sie gebildet sind und nicht einseitig . . . wir sind aber deutscher Abstammung“ — dies ist die Gesinnung, die sie ihrem Volk einflößen will, für deren Verbreitung und Anerkennung sie mit ihren Erzählungen wirkt. Ihr aufrichtiges, warmes Interesse für die Eigenart des magyarischen Volkes und für das ungarische Landleben bezeugen ihre populären Vorträge über Ungarn, die sie in Wien auch gegenwärtig hält. Im Stil prägnanter, kerniger ist der aus Straß-Sommerein gebürtige Mathes Nitsch (geb. 1884). Im „Pester Lloyd“ veröffentlicht er seit 1910 Skizzen und Feuilletons über das Landleben seiner westungarischen Heimat, die den gesunden Realismus eines Jeremias Gotthelf, Ludwig Anzengruber oder Peter Rosfegger bekunden. „Hans und Hani“ (1920), eigentlich der erste Teil einer größeren Romanfolge, ist die Kindheitsgeschichte zweier Einstundenkinder, mit hell geschauten Bildern, kernig-gefunden Gestalten aus dem Heideboden, in einer kraftvollen Sprache mit feinem mundartlichem Einschlag (auch hierin gemahnt er an Jeremias Gotthelf). Der aus Zibambék gebürtige Johann Faul-Farkas (geb. 1885) erzählt in seinen Heimatromanen

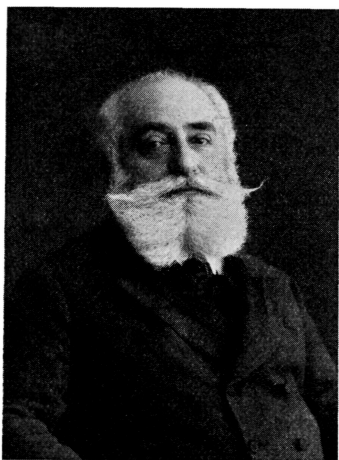
„Die neue Heimat“, „Gottes Wege“ die Siedlungsgeschichte der Schwaben in der Umgebung von Ofen. Die Gestalten seines Schwabenzuges sind zwar nicht so markant gezeichnet wie in Müller-Guttenbrunn's Romanen, aber gemütvoller.

Weniger erfreulich sind die Werke derjenigen Erzähler, die sich in der Stoffwahl dem heimatlichen Boden entfremdeten.

Abenteuerlich wie sein Leben ist die Romanproduktion des aus Wien gebürtigen Sonderlings Daniel von Ká szony (1813 bis 1886). Nachdem er in Pest die Rechte studiert hatte, wurde er in Oberungarn Verwaltungsbeamter, beteiligte sich als Freiwilliger an dem polnischen Insurrektionskrieg, nahm darauf wieder seine Rechtspraxis in Preßburg auf, stellte sich 1848/49 in den Dienst der Revolution, nach der Niederlage führte er ein ärmliches Dasein als Emigrant, heimgekehrt suchte er sein Brot als Erzieher, Sprachlehrer, Winkelsjournalist und starb im größten Elend. Er schrieb in magyarischer und deutscher Sprache, war Mitarbeiter zahlreicher magyarischer Tagesblätter und Zeitschriften. Deutsch verfaßte er neben seinen „belletristischen“ Erzeugnissen populärwissenschaftliche Schriften über Archäologie und Anthropologie. Seine politischen Memoiren sind von zweifelhafter Zuverlässigkeit. Seine Romane sind — ob er nun historische Ereignisse grauenvoll entstellt („Die Lorette“ 1863, „Die neuesten Geheimnisse der Tuilerien“ 1870), phantastische Zukunftsbilder zeichnet („1872. Roman der Zukunft“ 1869) oder „Standalgeschichten europäischer Höfe“ (1873) und „Mönchsstandale“ (1873) erzählt — plump zusammengeschweift, selbst stilistisch — was in der journalistischen Erzählungsliteratur selten vorkommt — ganz unerträglich.

Der aus Ofen gebürtige, als Lyriker (S. 234) und als Dorfgeschichtenschreiber (S. 296) bereits gewürdigte August Silberstein (1827 bis 1900), hat zum ungarischen Schrifttum keine weiteren Beziehungen, als daß er auch Mitarbeiter der „Temesvárer Zeitung“ war. In Wien schriftstellerte der Musiker Franz Moszbrugger (aus Seregélyes, 1834 bis 1902), ein armer Teufel, der sich für einen Grafensohn hielt. Seine ersten Aufsätze erschienen in Bäuerles „Theaterzeitung“, Ebersbergs „Zuschauer“ und Saphirs „Humorist“. Von Saphir lernte er die Findigkeit in der „interessanten“ Stoffwahl und die Gewandtheit in der harmlosen Blauderei. Er verwertete sie in seinen zahlreichen, vielgelesenen Romanen¹, die sich freilich über das Niveau der Kolportageliteratur kaum erheben. Saphirs Parodie, Heines Sarkasmus und französische Galanterie vereinigt Max Viola (Weigelstock, geb. 1856 zu Steinamanger). Galante Abenteuer, Augenblicksbilder aus der Gesellschaft zeichnet er in den Skizzenmengen „Boudoir-Geschichten“ und „Moderne Nippes“ (1895); nur sein gepreßter, andeutender Stil verdient Beachtung. Weniger heimisch fühlt sich Viola in den behaglich breiten Romanen („O Peccini!“ 1899, „Die Brüder“ 1902, „Salomon Tulpenthal“ 1903); in der Charakterzeichnung ist am besten gelungen „Zweierlei Liebe“ (1893), „der Schiffbruch der Sinnenlust und die Rettung in den Hafen einer wahrhaften Ehe“. Sein journalistische Machwerke sind seine beiden Berserzählungen. „Der Wirkenheimer“ (1898) ist eine abgeschmackte Salongeschichte, in eine eintönige Reimchronik gebracht. Was Viola über eine seiner Heldinnen sagt: „Ansonst ein ganz vernünftiges Wesen, hat sie sich an Heine verrückt gelesen,“ gilt in erhöhtem Maße für ihn selbst. Noch näher steht er der niedrigen Geistreichelei eines Saphir, wie sein gereimtes Reisetagebuch aus Berlin „Furor Teutonicus“ (1903) zeigt. Die Fortführung von Heines Bruchstück „Der Rabbi von Bacherach“ (1913) entspricht nicht der Anlage des Romanes. Die Parodien auf Gedichte von Bierbaum, Wedekind, Hofmannsthal sind wohl das gelungenste, was er geleistet hat. Leichte Unterhaltungsektüre bot die aus Raab gebürtige Wilhelmine Popper (geb. 1857), Mitarbeiterin an mehreren magyarischen und deutsch-ungarischen Blättern. Nur in ihren „Märchen und Geschichten“ 1891 und „Neuen Märchen und Geschichten“ 1898 vermag sie zuweilen persönliche Töne anzuschlagen, ihre Skizzenmengen

¹ „Der unsichtbare Mörder“ (1867); „Ein düsterer Lebenslauf“ (1867); „Dichtertliebe“ (1872); „Die Rache des Berserkmähten“ (1874); „Frau aus dem Grabe“ (1876).



Max Nordau.

Nach einer Photographie von Ch. Gershel
in Paris.

(Sammlung Danhelovský.)

Erzählungen, die sich bereits dem Phantastisch-Abenteuerlichen nähern¹, schrieb der aus Pest gebürtige Feuilletonist des „Wiener Tagblatts“ und der „Neuen Freien Presse“ Theodor Herzl (1860 bis 1904). Daneben verfasste er eine stattliche Anzahl von Theaterstücken, die auf den Wiener Bühnen zur Aufführung gelangten. Einen allgemein bekannten Namen erwarb er sich als Begründer und Führer des Zionismus. Der Plan des Judenstaates wird von ihm zuerst in der Broschüre „Der Judenstaat“ (1895) erörtert (S. 1117 f.); für die Sache des Zionismus suchte er den Papst, den Sultan, den deutschen Kaiser zu gewinnen. Sein utopistischer Roman „Alt-Neuland“ (1902) setzt die Existenz des Judenstaates bereits voraus und entwirft ein Bild von seinem Zustand zwanzig Jahre nach seiner Gründung. Beobachtungen, die Herzl als Pariser Korrespondent der „Neuen Freien Presse“ 1891 bis 1895 gemacht hat, enthält der Sammelband „Das Palais Bourbon“ (1896) mit Bildern aus dem französischen Parlamentsleben. Über die Belletristik des Journalismus erhebt er sich in den „Philosophischen Erzählungen“ (1900), die seelische Probleme — großes, edles Wollen im Kampf mit der Kleinlichkeit des Alltagsstrebens — erörtern und in ihrer antinaturalistischen Tendenz auf den Einfluß seines Freundes Max Nordau (1849 bis 1923) hinweisen.

Max Nordau (ursprünglich Schriftstellername, seit 1873 auch der bürgerliche Name des Simon Mair Südfeld)², Sohn eines gelehrten Rabbiners spaniolerischer Herkunft, der aus Russisch-Polen erst nach Prag, dann nach Preshburg und endlich nach Pest gekommen war und sich kümmerlich mit Stundengeben durchschlug, und einer besser gebildeten russischen Jüdin aus Riga, trat aus der Chederchule mit zehn Jahren in das katholische Gymnasium in Pest ein, das er nach dessen Magyarisierung mit dem kalvinischen Gymnasium vertauschte. Um sich ein kleines Taschengeld zu verdienen, lieferte er bereits als Gymnasiast Beiträge für den „Salon“ und Theaterkritiken für den „Zwischenakt“. Nach einem als Hauslehrer auf dem Lande verbrachten Jahre legte er die Reifeprüfung ab und begann das medizinische Studium. Zugleich arbeitet er als

lungen („Altmodische Leute“ 1894, „Miniaturen“ 1896) erreichen kaum Durchschnittshöhe. Zunächst als Jugendschriftstellerin machte sich Bertha Katscher (aus Trentschin, 1860 bis 1903) beliebt, die für Wiener Blätter unter starker Anlehnung an englische Vorbilder auch journalistische Massenprodukte lieferte. Nur die Wärme und der sanfte Zauber ihrer „Weihnachtsgeschichten“ (1889) verfühnt uns mit ihren platten Reflexionen „Die Kunst, Mensch zu sein“ (1888) oder den schablonenmäßigen Humoresken „Aus jungen Ehen“ (1889). Sie übersetzte vieles aus dem Englischen wie ihr Gatte Leopold Katscher (aus Eszova bei Temesvár, geb. 1853), der sich eingehend mit englischer Literatur und Geschichte befaßt und zahlreiche Reisebeschreibungen über England herausgegeben hat. Seine Schriften durchdringt ein stark kosmopolitischer und sozialistisch-humanitärer Zug. Dilettantisch sind die lehrhaft erbauliche Kindheitsgeschichte „Folge deinem Engel“ (1873) von Karl Millizer und die harmlos sentimentale „Heiratsgeschichte aus dem Alltagsleben“ „Jung Elias Brautstand“ (1888) von Alfred Rübentsein. Teils leichte Salonstücken, teils

¹ „Neues von der Venus“ (1887); „Buch der Narrheit“ (1888).

² Max Nordau, Erinnerungen. Wien-Leipzig 1928.

Journalist weiter. Vom „Spiegel“ steigt er zum „Pester Lloyd“ auf, der ihn 1873 als Korrespondent zur Weltausstellung nach Wien entsendet. Seine glänzenden Feuilletons rücken ihn in die erste Reihe der Berichterstatter. Eine Reise durch ganz Europa, teilweise im Dienste des „Pester Lloyd“, schließt sich an, von der er die Kulturstudien seines Buches „Vom Kreml zur Alhambra“ (1879) nach Hause bringt. Als wohlbestallter erster Feuilletonredakteur des „Pester Lloyd“ schreibt er Federzeichnungen und Geschichten (gesammelt u. d. T. „Seifenblasen“ 1879), vollendet aber auch sein medizinisches Studium (1876). Nach einer stürmischen Auseinandersetzung mit Max Falk läßt er sich vom „Neuen Pester Journal“ gewinnen, doch vermag ihn diese Stellung nicht zu befriedigen. Er sucht in Paris festen Fuß zu fassen (1874/75), arbeitet eifrig an den Frauenkliniken, verfaßt eine Studie über „Die Therapeutik der sexuellen Erkrankungen der Frau“ und sendet Feuilleton um Feuilleton an die „Frankfurter Zeitung“, die „Zeitung für Handel und Schifffahrt“ in Göteborg und andere Blätter. Aus solchen Aufsäßen über persönliche Eindrücke von Frankreich und Paris geht das Stizzenbuch „Aus dem wahren Milliardenlande“ (1878) hervor. Noch einmal zieht es ihn nach der Heimat zurück, doch bald erkennt er, daß Pest kein richtiger Platz für ihn ist, und er entschließt sich zu dauernder Übersiedlung nach Paris (1880), wo er als gesuchter Arzt und gewandter Korrespondent der „Bösischen Zeitung“ (1881 bis 1916), der „Neuen Freien Presse“ und anderer großer Blätter sein gutes Auskommen findet und 1895 mit der Witwe seines Freundes Kaufmann einen glücklichen Hausstand begründet. Nun versucht er sich auch auf dramatischem Gebiet, doch nur das Lustspiel „Die neuen Journalisten“ (gemeinsam mit Ferdinand Gross, 1880) hat Erfolg, das Trauerspiel „Der Krieg der Millionen“ (1881) erweist sich als zu wenig bühnenwirksam. Viel gelesen werden seine Stizzen „Paris unter der dritten Republik“ (1880), zu einer Weltberühmtheit macht ihn die sozialkritische Streitschrift „Die konventionellen Lügen der Kulturmenscheit“ (1883), ein nach den Maßstäben jener Zeit überaus Kühnes, nach unseren Begriffen ziemlich flach rationalistisches Buch, zu dessen weiter Verbreitung die behördlichen Verbote viel beigetragen haben. Eine für manche Leser etwas enttäuschende Fortsetzung geben die „Paradoxe“ (1885). Mit der ihm wenig sympathischen Fin-de-siècle-Stimmung in Leben, Kunst und Literatur setzt er sich zuerst in einem Roman „Die Krankheit des Jahrhunderts“ (1887) auseinander, dann in einer kritischen Schrift „Entartung“ (1892), in der er, stark von Lombroso beeinflusst, all die Dekadenten, Symbolisten, Egotisten, Mystiker als Kranke, als Degenerierte, diagnostiziert und ihre Werke als eine Gefahr für die weitere Entwicklung der Literatur bezeichnet. Die Ungerechtigkeiten und Irrtümer dieses temperamentvollen Werkes liegen für den modernen Leser auf der Hand. In rastloser Tätigkeit schreibt Nordau Romane („Gefühlskomödie“ 1891, „Drohenschlacht“ 1897), Novellen („Seelenanalysen“ 1892), Theaterstücke („Das Recht zu lieben“ 1894, „Die Kugel“ 1894). Wie so viele aufgeklärte Juden hielt er sich für religiös indifferent, ja er, der Rabbinerohn, scheute selbst vor einer Mißhehe nicht zurück. Erst die Dreyfus-Affäre brachte ihm sein Judentum zum Bewußtsein. Damals gewann ihn Theodor Herzl, mit dem er seit 1892 befreundet war, für die Idee des Zionismus. Nordau stellte sich alsbald mit dem vollen Einsatz seiner Persönlichkeit, seines Wissens und seines Ansehens in den Dienst der Zukunft seines Volkes. Es entsteht das Tendenzstück „Doktor Kohn“ (1898), Nordau hält zündende Reden auf den ersten Zionistenkongressen, er ist nach Herzls frühem Tode dessen berufener Nachfolger in der Führung der ganzen Bewegung, die aber mehr und mehr seinen Händen entgleitet und unter ostjüdischen Einfluß gerät. In all der Unruhe, in die ihn die agitatorische Tätigkeit stürzt, läßt er einen Band literarischer Essays „Zeitgenössische Franzosen“ (1901), zwei Romane („Morganatisch“ 1905, „Zur linken Hand“ 1908), einen Novellenband („Mahà-Nög“ 1907), eine Sammlung kunstkritischer Betrachtungen „Von Kunst und Künstlern“ (1908), eine Abhandlung über den „Sinn der Geschichte“ (1909), ein Märchenbuch für Kinder (1911) u. v. a. erscheinen. Der Ausbruch des Krieges nötigt ihn, sich nach Spanien zu flüchten. Die französische Presse hegt gegen ihn als Deutschenfreund, die deutsche beschuldigt ihn der

Hinneigung zu den Franzosen. In Paris wird sein Vermögen beschlagnahmt, in Berlin bricht die „Bosnische Zeitung“ die langjährige Verbindung mit ihm ab. Inmitten des Gewalttobens arbeitet er an einer „Biologie der Ethik“ mit einem flammenden Protest gegen den Krieg (1916), an einem kunstkritischen Werk „Die Großen der spanischen Kunst“ (1920), einem kleineren Bande „Spanische Eindrücke“. Nur ungern folgte er der Einladung nach London zu der zionistischen Konferenz im April 1919, denn er sah die Schwierigkeiten voraus, in die der Zionismus durch die Politik von Weizmann und Sofolow werde gestürzt werden. Vielgefeiert, aber schließlich doch einflußlos, zog er sich zurück; auch fühlte er sich am Ende seiner Kräfte. Wieder in Paris, war er im Begriff, ein langgehegtes Werk über „Das Wesen der Gesittung“ abzuschließen, als ihm ein amerikanischer Impresario den Antrag machte, gegen ein hohes Honorar eine Reihe von Vorträgen über soziale, literarische und zionistische Probleme in den Vereinigten Staaten und Kanada abzuhalten. Die Reise sollte am 2. Januar 1921 angetreten werden. Doch vier Wochen zuvor erlitt sein überarbeiteter Organismus einen schweren Herzzusammenbruch. Noch zwei Jahre schleppte sich Nordau hin, am 22. Januar 1923 verschied er. Seine sterblichen Reste wurden 1926 in Tell-Awiv beigesetzt. Mehr kritisch veranlagt als produktiv und als Kritiker durch Voreingenommenheiten beschränkt, wird er sich vielleicht nur durch seine zionistischen Schriften¹ im Andenken erhalten. Seine Entwicklung ist typisch für einen namhaften Teil des modernen Judentums: in der ersten Hälfte seines Lebens Freigeist und Kosmopolit, hat er in der zweiten zu seinem Volk und schließlich zur Religion seiner Väter heimgefunden.

Einsam steht unter den deutschungarischen Erzählern Erwin Guido Kolbenheyer (S. 1357 f.). 1878 in Budapest geboren, Enkel des um die Verbreitung der magyarischen Literatur hochverdienten Ödenburger Pfarrers Moriz Kolbenheyer (S. 564 f., 1435), wurzelt er, obwohl im zartesten Kindesalter (1881) nach Karlsbad verlegt, geistig auch im Deutschungartum.

Ob schon besonders in den Kreisen der protestantischen Intelligenz bekannt und gelesen, steht Kolbenheyer ganz außerhalb der deutschungarischen Literaturentwicklung. Seine tiefdeutende, eine konzentrierte Aufnahmefähigkeit erfordernde Kunst wäre allerdings selbst bei den engsten Beziehungen zu seiner Heimat kaum geeignet, breitere Schichten literarisch zu erziehen. Eine solche Wirkung kam neben dem Heimatroman den Vermittlern zu. Ihre Tätigkeit förderte die Sache Ungarns im Auslande und diente im Lande selbst als wirksames Mittel, das Gefühl einer gewissen geistigen Zusammengehörigkeit zwischen Deutschtum und Magyarentum selbst zur Zeit politischer Reibungen aufrechtzuerhalten.

Was aus der magyarischen Erzählungsliteratur in Übertragungen und Nachdichtungen geboten wurde, war nicht immer das Wertvollste. Der größte magyarische Romancier, Jókai, tritt neueren, oft weit unbedeutenderen Erzählern gegenüber stark in den Hintergrund. Wenig Sorgfalt in der Auswahl seiner Originale zeigt besonders der unermülich geschäftige Vielschreiber Adolf Rohut (aus Mindzent, 1848 bis 1917), in seiner Vielseitigkeit und Zersahrenheit ein typischer Vertreter des deutschjüdischen Journalismus ungarländischer Herkunft. Ursprünglich Rabbinatskandidat, dann Student in Breslau und Wien, wandte er sich bald der Publizistik zu und entfaltete eine eifrige Journalistentätigkeit. In einer Anzahl von Aufsätzen plauderte er über Literatur und Geschichte Ungarns. Die in dem Sammelband „Aus dem Reiche der Karpathen“ (1887) vereinigten „ungarischen Landschafts-, Sitten-, Literatur- und Kulturbilder“ enthalten zuweilen treffende Bemerkungen über Natur Schönheiten, Volkscharaktere und die geistigen Kräfte des Landes, insbesondere verdient der Aufsatz „Der deutsche Einfluß auf die

¹ Max Nordaus Zionistische Schriften. Herausgegeben vom zionistischen Aktionskomitee. Köln und Leipzig 1909.

ungarische Literatur“ Beachtung, allerdings wird etwas einseitig nur der Einfluß Heines gewürdigt. Die Reihe seiner Übertragungen eröffnet der Band „Lustige Geschichten aus dem Tokayer Land“ (1885), mit einer bunten Folge wohllos zusammengefügter magyarischer Erzählungen von Gregor von Csiky, Arpád Herczif, Robert Tábori, Koloman Mitszách u. a. Rohuts freie Bearbeitungen stugen die lebensvollen Gestalten der Originale einformig zu und geben ihre fernige Sprache in einem trockenen Papierdeutsch wieder. Noch weniger sorgfältig in der Auswahl ist das „Ungarische Novellenbuch“ (1898). Außerdem übertrug und bearbeitete er Werke von L. Beniczky-Bajza, Koloman von Borzsoit, Joseph Hevesi, Alexander Balázs; oft verfuhr er bei seiner flüchtigen Arbeit mit seinen Originalen recht schonungslos; doch bleibt ihm das unbestreitbare Verdienst, das neuere, noch wenig bekannte magyarische Schrifttum im Ausland wirksam bekanntgemacht zu haben.

In ähnlicher Richtung betätigte sich der unter dem Decknamen Oskar von Krück en schriftstellernde Alexander Jász nigi. In zahlreiche österreichische und reichsdeutsche Zeitschriften lieferte er Nachdichtungen und literarhistorische Aufsätze. In magyarischen Zeitschriften veröffentlichte er wieder Übersetzungen von Werken deutscher Schriftsteller (Sacher-Masoch, Marie von Ebner-Eschenbach), auch in kritischen Feuilletons bemühte er sich, die neuere deutsche Literatur in Ungarn bekannt zu machen. In seinen eigenen Romanen und Novellen¹ erzählte er galante Liebesgeschichten in der süßlich-sentimentalen Manier der Marlitt, deren Romane eben damals verschlungen wurden; auch die Romane und Novellen der ungarischen Marlitt Lenke Beniczky-Bajza („Sie ist es“, „Liebe, Lust und Leid“, „Rang und Geld“) verbreitete und übersezte Jász nigi mit Begeisterung. Die stattliche, zehn Bände umfassende Sammlung „Ungarischer Novellenschatz“ (Berlin 1893 bis 1896) vereinigt Werke von sehr verschiedenem Wert, doch ist die Auswahl sorgfältiger als bei Rohut, auch wird der Eigenart der Originale mehr Rechnung getragen. Etwas willkürlich verfährt er mit den Romanen Jókais („Die Dame mit den Meeraugen“, „Zwei Ehen“, „Die Missetaten eines ehrlichen Mannes“), deren Gestalten er ihrer naturgemäßen Umgebung entreißt. Besser gelangen ihm die Nachdichtungen von Werken neuerer magyarischer Erzähler (Alexander Bródy, Franz Herczeg, Koloman Mitszách, Desider Margittai, Julius Bekár), nur greift er auch hier nicht immer nach dem Wertvollen und Charakteristischen. Bescheidener im Umfang, doch von einem feineren Stilgefühl geleitet, sind die Sammlungen des Preßburgers Alexander Hefsch („Aus Ungarns Novellenschatz“ 1884, „Blüten aus dem Osten“ 1884), von denen die erste Novellen von Jókai, Vádnai, Mitszách, Bertösi, die zweite auch Übersetzungen aus dem Russischen, Rumänischen und Kroatischen enthält. Auch der gewesene Stadtbibliothekar von Preßburg, der als Publizist verdienstvolle Emil Kumlík (geb. 1868) gab in Reclams Universal-Bibliothek mehrere Erzählungen von Franz Herczeg und Arpád Herczif heraus und bemühte sich auch nach dem Zusammenbruch durch seine Nachdichtungen in der von ihm redigierten Zeitschrift „Heimat“ um die Erhaltung der geistigen Gemeinschaft mit Ungarn.

Mit unwandelbarem Interesse wandte sich das deutschungarische Lesepublikum — soweit eben ein solches noch vorhanden war — bis um die Jahrhundertwende den Romanen Jókais zu. Er nimmt auch in den Sammlungen von Jász nigi und Hefsch den Ehrenplatz ein. Seinen Werken widmet der Kaiserhauer Finanzkonszipist Karl Dluhoß das bescheidene Bändchen „Novellenblüten“ (1874). In vielen heimischen Zeitungen erschienen Bearbeitungen Jókaischer Romane in Fortsetzungen, meist ohne Angabe des Bearbeiters, der das Original oft grausam entstellte. Höher stehen die Übersetzungen von Ignaz Sch n i g e r (1839 bis 1921), der auch seinem besten Operettenlibretto, dem „Zigeunerbaron“, eine Novelle von Jókai zugrunde legte. Jahrsheftelang in Pest und Wien als Journalist tätig (S. 797), hat er durch Bearbeitungen einiger Schauspiele von Szjaglgeti und Csiky auch für das neuere magyarische Drama Interesse erweckt. Das Beste ist seine Petöfi-Nachdichtung (neue Ausgabe, Wien und Leipzig 1919).

¹ „Vereint“ (1893); „Die Rache“ (1894); „Menschen, Damen aus dem Leben“ (1894); „Auf sündigen Pfaden“ (1894); „Junges Blut“ (1896).

Die begleitenden Anmerkungen unterrichten den Leser über die Entstehung der einzelnen Gedichte und gewähren ihm einen Einblick in den äußeren Lebens- und inneren Werdegang des Dichters. Auch „Petöfis Lebensroman“ überragt das Niveau der Journalbellesistik. Eine anspruchslose Übertragung von Petöfis Erzählung „Der Strick des Henters“ erschien von dem sonst unbekanntem Johann Komödy in Neclams „Universal-Bibliothek“. Den größten magyrischen Verserzähler und Balladendichter, Johann Arany, vermittelte Ludwig Freier von Dóczy (S. 702) der deutschen Lesewelt. Für die „Neue Freie Presse“ und das „Neue Pester Journal“, in denen der größte Teil seiner Nachdichtungen erschien, schrieb er auch zahlreiche literarisch-kritische Aufsätze. Seine Novelle „Carmela Spadaro“ (1890) und seine Schauspiele („Der Ruß“ 1879, „Letzte Liebe“ 1887, „Maria Széchy“ 1891) gab er in eigener Übertragung deutsch heraus. Er übersetzte die Gedichte von Goethe, Schiller u. a. ins Magyarische.

Nicht der magyrischen Dichtung, sondern den nordischen Literaturen wenden sich in ihrer Vermittlertätigkeit Marie Herzfeld und Heinrich Ortenburg zu. Jene, aus Güns gebürtig, seit langem in Wien sesshaft, gab eine von kritischem Scharfblick zeugende Sammlung literarischer Aufsätze „Menschen und Bücher“ (1893) heraus; ihre Übersetzungen aus den Werken von Björnson, Jacobsen und Arne Garborg wurden durch Romanbibliotheken und die „Nordische Bibliothek“ sehr verbreitet und viel gelesen. Raum beachtet wurden dagegen die Strindberg-Übertragungen Ortenburgs („Das rote Zimmer“ o. S.; „Die Verheirateten“, Budapest 1889); allerdings erreichen sie in ihrem Stil nicht einmal das Durchschnittsniveau der Feuilletonliteratur.

Noch in der jüngsten Vergangenheit, besonders während des Weltkrieges, erschienen zahlreiche Übersetzungen, Bearbeitungen und Nachdichtungen von Erzählungen aus dem Magyarischen, die für das Fortleben alter geistiger Traditionen des Deutsch-ungarturns zeugen.

Drama.

Einige naive Gelegenheitsstücke — meist für Vereins- und Liebhaberbühnen —, trockene Buchdramen, wie die bereits erwähnten von Philipp Holitscher (S. 1440), und handfeste Theaterstücke für den täglichen Betrieb, meist von in Wien lebenden deutsch-jüdischen Literaten aus Ungarn, das ist alles, was die deutschungarische dramatische Literatur in den Jahrzehnten 1867 bis 1918 aufweisen kann.

Zeit- und Streitfragen werden in den Gelegenheitsstücken behandelt, so etwa in dem Tendenzlustspiel des Preshburger Juden Ignaz Rosenzweig „Nathan Schlemiel“ (Preshburg 1873), mit seiner Überfülle an dialektischen Spitzfindigkeiten — ohne jede dramatische Konzeption —, eine „Verflügung“ auf die Orthodoxen im ungarischen Judentum, „die sich in ihren deprimierenden Bestrebungen gegen den Fortschritt den Namen ‚Glaubenswächter‘ beilegen“ und die sich insbesondere auf dem jüdischen Kongress in Pest im Jahre 1869 recht „halbstarrig“ verhielten. Da ist ferner das mit Moralfrämerei vollgepfropfte „Lebensbild“ des Pester Fabrikbeamten Wilhelm Ehrlich „Die Macht der Leidenschaft“ (Budapest 1892), in dem gegen das Hasardspiel gepredigt wird. Ernst gemeinte Dialoge voll unfreiwilliger Komik reihen sich hier aneinander, und der „Schlager“ ist eine Selbstmordsjene von zwerchfellererschütternder Wirkung. Ehrlich gab 1884 auch einen Band „Jugendklänge“, lyrische Reimtändeleien, heraus. Nur wegen der dramatisch kräftigen Sprache verdient das „dramatische Gedicht“ von Adolf Herzog „Die kranke Mutter“ (Budapest 1890) Erwähnung. Es ist eigentlich ein einziger Monolog der Qualen eines armen Proletariertindes an dem Krankenlager seiner Mutter. Vielseitig und bedeutender als die bisher genannten Gelegenheitsdramatiker, namentlich in der gewählten Diktion und der Charakterzeichnung, doch ohne jede Begabung für dramatische Konzentration ist der aus Fünfkirchen gebürtige Joseph Jánosi-Engel.

Als begeisterter Anhänger Wagners war er fünfzehn Jahre Mitarbeiter des Leipziger „Musikalischen Wochenblattes“, in dem er zahlreiche Aufsätze meist über Wagners Werke und Theorien veröffentlichte. Doch in seiner Schrift „Richard Wagners „Das Judentum in der Musik“ (1869) nimmt er die jüdischen Komponisten gegen den von ihm so hochverehrten Meister in Schutz. Seine umfangreichen „philosophischen“ und „historischen“ Buchdramen „Die Marannen“ (1900), „Im Reichstuhl“ (1903) und „Der Kabbalist“ (1909) tragen mehr dem Bildungshunger als der Schaulust des Publikums Rechnung. Auch sein jüngerer Bruder Moriz Engel, der sich 1889 als Schriftsteller dauernd in Wien niederließ, trat mit zwei weitschweifigen, durchaus undramatischen Schauspielen („Hassan“ 1888, „Transaktionen“ 1901) vor die Öffentlichkeit. Die Reihe der Gelegenheitsstücke und Buchdramen ist damit bei weitem nicht vollständig, da die Schriften besonders mancher schnell vergessener Provinzchriftsteller heute kaum mehr aufzufinden sind.

Mehr dem internationalen Theaterrepertoire als der deutschungarischen Literatur kam die Tätigkeit der gewerbmäßigen Theaterschriftsteller zugute, wie die S. 131 f. und 702 besprochene des aus Waag-Neustadt gebürtigen Sigmund Schlesinger (1832 bis 1918). Bereits vor 1866 ging der als Redakteur (S. 552) genannte Gustav Birnbaum nach Wien, wo er anfangs unter dem Titel „Dramaturgische Blätter aus Österreich“ (Wien 1867) eine Sammlung kritischer Studien herausgab, darunter eine interessante Parallele zwischen einem Drama von Karl von Kisfaludy („Kemény Simon“) und Lessings „Philotas“. Später trat er mit den Lustspielen „Er schlägt sich“ (1887) und „Der Vereins-Präsident“ als Dramatiker hervor; es sind in der Form gewandte, leicht fließende Theaterstücke, in denen einzelne Figuren mit frischer Lebenskraft gezeichnet sind, doch in dem Gang der Handlung und in den einzelnen Situationen überfüllt mit abgeschmackten Gemeinplätzen. An ernstere Probleme wagt sich der als Preßburger Theaterreferent bekannte Karl Kampfmüller (1851 bis 1910), doch vermag er keine organisch aufgebaute Handlung, sondern bestenfalls nur einige, allerdings wirksame Bühnenbilder zustandezubringen. Seine in Preßburg sowie auf einigen österreichischen Provinzbühnen aufgeführten Dramen „Der Vorgänger“ (1878), „Auf krummen Wegen“ (1878), „Der vierte Stand“ (1887) brachten es nur zu Achtungserfolgen. Vollkommen in die Wiener Theaterwelt hat sich der aus Budapest stammende Bernhard Ludwig Buchbinder (Deckname: Gustav Klinger, 1854 bis 1922) eingebürgert. Er begann seine Laufbahn in Pest als Journalist, machte sich dann als Verfasser und Herausgeber von Hintertreppenromanen, unter denen „Der Pascha von Pest“ (Pest 1873) „in die Schlupfwinkel der Gauner und des tiefsten Lasters hinabsteigt“, allgemein bekannt. Auch seine ersten dramatischen Versuche, die Volksstücke „Die Herrgottsmörder“ (1876) und „Vater Déak“ (1876) fallen noch in die Pestzeit. 1887 übersiedelte er nach Wien, wo er bald einer der gesuchtesten Theaterschriftsteller wurde. Seine wohlbekannten Schwänke und Lebensbilder „Hufarenliebe“, „Heirat auf Probe“, „Die Diva“, „Paula macht alles“, „Er und seine Schwester“, um aus der langen Reihe nur einige zu erwähnen, sind allerdings nur Erzeugnisse eines routinierten Textbuchlieferanten, denen aber gesunder Witz, unerschöpfliche Findigkeit und glänzende Bühnenwirkung kaum abzupprechen sind. Weniger Erfolg hatte Hugo Klein (geb. 1853 zu Szegedin). Anfangs Feuilletonist, Theater- und Kunstkritiker des „Neuen Bester Journals“, ging er 1883 nach Wien, wo er als Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“ und als Schriftleiter des Familienblattes „An der schönen blauen Donau“ bald bekannt wurde. Mit ungewöhnlicher Vielseitigkeit schrieb er kunst- und literarhistorische Aufsätze, Feuilletons, Novellen, von welchen die spukhaften Betyärgeschichten aus der ungarischen Tiefebene „Im Pusztalande“ (1885) und die phantastischen „Zauberkünste“ (1890) auch selbständig erschienen, Zeitungsromane („Blinde Liebe“ 1887), übersetzte Theaterstücke aus dem Französischen, Englischen und Magyarischen und verfasste Operettenbücher. Seine eigenen Stücke „Das Rendezvous in Monaco“ (1883), „Der Blaustrumpf“ (1883), die mit wechselndem Erfolg über die Szene gingen, sind harmlose Salonlustspiele; nur das reizende Märchenpiel „Der Hexenpfeifer“



Gustav Kadelburg.

Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter
in Berlin.

(Vortragsammlung der Nationalbibliothek.)

(1900) trägt eine persönliche Note. Ein stets schlagfertiger Massenschriftsteller der Bühne war Gustav Kadelburg (1851 bis 1925). Sohn einer angesehenen Familie des Bester Handelspatriziates, ging er gegen den Willen seines Vaters zum Theater. Laubes Vortragemeister, der gleichfalls aus Ungarn stammende Strauß (S. 817), war sein erster Lehrer. Als Bonvivant spielte er mehrere Jahre in Wien und Berlin. Hier erhielt er von Arronge die ersten Anregungen zur Bühnenschriftstellerei. Die deutsche Bühnenliteratur verdankt ihm eine Reihe von Lustspielen — den größten Erfolge hatten „Goldfische“ (1886) und „Im weißen Rössl“ (1898) —, die er teils allein, teils in Gemeinschaft mit Franz von Schönthan oder Oskar Blumenthal schrieb; manche dieser Stücke — außer den bereits erwähnten noch „Großstadtlust“, „Zwei glückliche Tage“ und „Hans Hudebein“ — wurden auch auf magyarischen Bühnen oft gespielt. Als eigentlich dichterische Leistungen kommen sie nicht in Betracht, doch sind sie stets unterhaltend; ihr heiterer, gemütlicher Grundton hat auf das Theaterpublikum die erwünschte harmlos belustigende Wirkung ausgeübt, so daß sie beinahe auf sämtlichen deutschen Bühnen heimisch wurden. Ernstes, literarisches Wollen hat wenigstens in seinen Anfängen Rudolf Lothar (eigentlich Rudolf Spizer, geb. 1865 zu Budapest) geleitet. Nachdem er seine Studien in Wien und Heidelberg vollendet hatte, lebte er in Paris im Kreise der Brüder Goncourt, wurde 1889 Feuilletonist der „Neuen Freien Presse“ und gab 1898 bis 1902 auch die Wiener Wochenschrift „Die Wage“ heraus. Obwohl er zunächst als Bühnenschriftsteller aufgetreten war, machten ihn erst seine kritischen und literarhistorischen Studien bekannt. Die erste große Sammlung derselben, „Kritische Studien zur Psychologie der Literatur“ (1895), behandelt den deutschen Roman und das Drama und widmet besonders geistvolle Abschnitte den deutschen Humoristen. Anzuführen sind auch seine Werke „Das Wiener Burgtheater“ (1904) und „Das deutsche Drama der Gegenwart“ (1905). Etwas farblos sind dagegen seine Romane und Novellen („Die Fahrt ins Blaue“ 1908, „Das Leben sagt Nein!“ 1909, „Kurfürstendam“ 1910). Liebstes Arbeitsfeld blieb ihm stets die Bühne, obwohl er als Theaterdirektor in Berlin gar kein Glück hatte. Durch klaren, straffen Aufbau ist der kräftige historische Einakter „Cäsar Borgias Ende“ (1893) ausgezeichnet. Seinen ersten großen Bühnenerfolg brachte das Maskenspiel „König Harlekin“ (1900), das, anfangs von der Zensur verboten, später in vierzehn Sprachen übersetzt und über dreihundertmal gespielt wurde. Oft liebt er phantastische Einfälle, in deren Gebrauch er zuweilen die Grenzen des guten Geschmacks überschreitet. In „Der Wert des Lebens“ (1892) und „Ritter, Tod und Teufel“ (1897) tritt der Teufel selbst auf, „Die Rosentempler“ (1905) führt eine pomphaste Freimaurerversammlung auf die Bühne. Je gewandter und erfolgreicher er als Verfasser von Libretti und Unterhaltungslustspielen wurde (manches gemeinsam mit Leopold Lipschütz, Oskar Blumenthal, Lucien Besnard, H. Bachwitz), desto mehr entfremdete er sich höheren künstlerischen Zielen. Zu den besten Leistungen gehören die Lustspiele „Casanovas Sohn“ (1920), „Der Wer-

wolf“ (1921), „Die schwarze Messe“ (1923), vereinigt unter dem Titel „Erotische Komödien“ (bibliophile Ausgabe des Feuer-Verlages mit gehaltvollem Vorwort von Bruno Frank). Ein geschickter Nachzügler der Wiener Bühnenlieferanten ist der Preßburger Kantbeamte Karl Sloboda (geb. 1875). Seine leichtfließenden Salonlustspiele „Am Teetisch“ und „Pharisäer“ wurden nicht nur in Wien, sondern auch in Dresden mit Erfolg gespielt.

Das einzige echte dramatische Talent dieses Zeitabschnittes ist die früh und tragisch zusammengebrochene Juliane Déry (1864 bis 1899)¹. Sie genoß eine vorzügliche Erziehung, kam 1873 nach Wien, wo sich ihr Vater als Kaufmann niederließ. So entwickelte sie sich wie viele andere deutschjüdische Literaten Ungarns in der Atmosphäre der Kaiserst. dt. zur deutschen Schriftstellerin. Eifrig vertiefte sie sich in das Studium der tonangebenden Wiener Literaten und machte früh schriftstellerische Versuche. Ihre erste Novelle „Meine Braut“ brachte Karl Emil Franzos in der „Deutschen Dichtung“ (Bd. III, Heft 7 bis 11). 1888 erschien diese Novelle zusammen mit der kleinen Erzählung „Variatio delectat“ unter dem gemeinsamen Titel „Hoch Oben“ und fand gute Aufnahme. In beiden Erzählungen wendet sich Déry gegen den Hochmut und die Verdorbenheit der aristokratischen Gesellschaft. Eine neue Wendung nahm ihre Entwicklung, als sie 1890 nach Paris kam. Im Salon der Juliette Lambert lernte sie die geistig hervorragende Prinzessin Mathilde Bonaparte kennen, die sich dem jungen, strebsamen Talent mit lebhaftem Interesse zuwandte. Während ihres Pariser Aufenthaltes veröffentlichte sie bloß den Novellenband „Ohne Führer“ (1891), dessen einzelne Stücke jedoch bereits in Wien entworfen waren. Die erste Novelle des Bandes, „Die Einwilligung“, die Selbstmarterung einer kämpfenden Frauenieele, ist ganz durchdrungen von dem Pessimismus der modernen Frau. Zweifellos steht hier Déry unter dem Einfluß der „Anklageliteratur“, deren wirksamste Vertreterinnen Gabriele Reuter, Helene Böhlau und Marie Janitschek damals waren. Die zweite Novelle „Am Kreuzweg“ führt in die bürgerlichen Kreise Wiens und geht in grotesk-satirischer Weise deren Selbstüberhebung. Bereits diese Novellen zeigen so wohl in den Spannungen und in der Konzentration der Handlung als auch in der Würzigung der Dialoge das dramatische Talent der Déry. Noch mehr tritt dieses in ihrem gleichfalls während des Pariser Aufenthaltes entstandenen ersten dramatischen Versuch „Die Schand“ hervor. Das stark naturalistische Volksstück, in seiner Tendenz und in einzelnen Teilen an Hebbels „Maria Magdalene“ erinnernd, im ganzen aber bereits von dem französischen Naturalismus beeinflusst, behandelt ein Lieblingsthema der Déry: die Tragödie des verführten und verlassenen Mädchens. 1895 kam Juliane Déry nach Kobura, wo Ernst II., der auch mit Gustav Freytag in enger Freundschaft gestanden hatte, ihrer Schriftstellertätigkeit lebhaftes Interesse entgegenbrachte und auch ihren Eimatter „Verlobung bei Pignerols“, ein harmloses Salon-



Rudolf Lohmeyer

Nach einer Photographie der Photothek
in Berlin.

¹ Rosa Holländer, Juliane Dérys Leben und Dichten. (In magyarischer Sprache.) Erschienen in den „Arbeiten zur deutschen Philologie“. Bd. XVI. Budapest 1915.



Juliane Déry

Aus der Sammlung H. F. Arnold.

lustspiel, das bereits 1888 in Stuttgart erschienen war, aufführen ließ. Wiederholte Reisen nach Berlin boten ihr Gelegenheit, mit den literarischen Kreisen der Reichshauptstadt in Fühlung zu treten. Auch in München, wohin sie bald übersiedelte, gehörte sie gleich dem engeren Kreise der naturalistischen Schriftsteller um Michael Georg Conrad an, in dessen „Gesellschaft“ bereits 1893 eine ihrer Novellen „Rufland in Paris“ erschienen war. Diese Novelle, die mit einigen anderen kühn hingeworfenen, sichtlich von Turgenjew beeinflussten Skizzen („Der angekündigte Tod“, „Der erste Hirsch“, „Die Erbschaft“) unter dem gemeinsamen Titel „Katastrophen“ auch selbständig veröffentlicht wurde, zeigt ihre Vorliebe für dramatische Charaktere. Diese dramatische Ader kommt selbst bei der Behandlung von Themen zur Geltung, die entschieden lyrische Elemente in sich tragen, wie die Analyse einer zarten Mädchenseele in der Novelle „Beichten“ („Neue Deutsche Rundschau“ 1897). Nur ihrer sonderbaren Grübelernatur und der Neigung zur Selbstquälerei ist es zuzuschreiben, daß sie ihr literarisches Lieblingsgebiet eigentlich bloß selten betrat. An Anregungen hiezu fehlte es nicht; sie verfolgte das Theaterleben in München mit lebhaftester Aufmerksamkeit, die erste Vorstellung des „Intimen Theaters“ erfolgte eigentlich in ihrem Salon. Ihr satirisches Lustspiel

„Die sieben mageren Jahre“, das in Berlin, später in München zur Aufführung gelangte, in Buchform aber leider nicht erschienen ist, zeigt sie als ausgezeichnete Bühnenkennnerin. Wie sie hier mit einer wahrhaften Wollust am Grotesken das Heiratproblem vom Standpunkt des Weibes beleuchtet, so beschäftigt die Tragik des geliebten und dann verlassenen Mädchens sie wieder in ihrem besten dramatischen Werk, dem Einakter „Es fiel ein Reif“ (1896). Musikalisches Schwingen der Stimmungen und Gefühle kennzeichnet diese kleine Dichtung, die im ganzen von dem Vorgefühl eigenen Schicksals durchdrungen ist. 1898 übersiedelte Juliane Déry nach Berlin, wo sie in ihrer Einsamkeit an Elisabeth Meyer-Förster eine warme, verständnisvolle Freundin fand. Auch mit dem Gönner ihrer Jugend Karl Emil Franzos wurden die alten Beziehungen wieder erneut; er führte sie in die Berliner Gesellschaft ein, wo sie insbesondere die Aufmerksamkeit der „Sozialistin“ Lily Braun erregte. Ihre Werke aus diesen letzten Jahren zeigen an Reife und gedanklicher Tiefe eine bedeutende Entwicklung. Zunächst wandte sie sich wieder dem Drama zu. Das dramatische Gedicht „Selige Insel“ (1897) ist eine pantheistische Apotheose der Liebe und der Natur. Pantheistisches Weltgefühl erfüllt auch das Hymnenfragment „Weltgeist und Weib“, das in der Zeitschrift „Quidborn“ erschien. Hier veröffentlichte sie ferner das einaktige Schauspiel „Das Stärkere“, das den seelischen Konflikt des Mannes zwischen zwei Frauen darstellt. Von Liliencron beeinflusst sind die wenigen — gleichfalls hier veröffentlichten — lyrischen Gedichte, in denen sich ihre seelische Disharmonie, Überspanntheit und schließlich vollkommenere Zerrissenheit, ihre leidenschaftliche, beinahe verzweifelte Sehnsucht nach innerer Ruhe immer mehr enthüllt. Diese innere Ruhe glaubte sie endlich in der Ehe zu finden, über die sie so viel nachgedacht und gegrübelt hatte. Als auch diese Hoffnung trog, blieb ihr nur der „Todesritt“ übrig. Juliane Déry ist die interessanteste Persönlichkeit in der Reihe der deutschjüdischen Literaten aus Ungarn. Die Fülle der Bildungserlebnisse verdrängte in ihr selbst die

äußerlichsten Beziehungen zum Heimatland; nur ihr nachgelassenes Drama „Bußstürme“ streift flüchtig Kindheitserlebnisse. Freilich kommt ihre Tätigkeit — ebenso wie die der übrigen Bildungsliteraten — für das deutschungarische Schrifttum kaum in Betracht.

Am Eingang wie am Ausgang der dramatischen Laufbahn des durch schwere Krankheit früh schon zu einfamer Grübeleien gedrangenen Otto Hermann Krause (aus einer in Alt-Ofen eingesehnen schwäbischen Weinbauernfamilie, geb. 1870 zu Budapest, gest. 1910 zu Komás) steht die Gestalt Jesu. In „Rabbi Jesua“ (1893) ist der Stoff, ganz rationalistisch aufgefaßt, als „historisches Trauerspiel“ behandelt. Von zwei Seiten wird der Rabbi, der sich als „Gottes Sohn“ betrachtet und die Schlagworte eines Sozialrevolutionärs der Gegenwart im Munde führt, der Veruchung ausgesetzt: durch Judas Ischarioth, der ein Reich von dieser Welt ihm anbietet, und durch Maria Magdalena, die irdische Liebe in ihm erregt. Jenes weist er zurück, dieser erliegt er beinahe. Judas, zurückgestoßen und auf Maria Magdalena eifersüchtig, wird zum Verräter. Trotz Max Burchards anerkennendem Urteil blieb das vielfach schwerfällige und ermüdende Werk bühnenfremd. Des Motivs vom wiederkehrenden Christus bedient sich Krause in dem „gnostisch-sozialen“ Drama „Bruder Jesus“ (1910). Der als Karmelitermönch auf Erden wiedererscheinende Erlöser kommt zu der Erkenntnis, „daß man ihn, obschon vergöttert, beweint und angebetet, doch nie wahrhaft geliebt, weil nie wahr erkannt hat“. Von seiner Kirche als Antichrist zurückgestoßen, von revoltierenden Arbeitern, denen er Gewaltlosigkeit predigt, als närrischer Kauz verspottet, im Kampf der Streikenden mit dem Militär von einer Kugel getroffen, sinkt er mit den Worten zusammen: „Unendlicher Geist! Wie oft muß ich noch sterben, bis ich die Welt doch endlich erlösen kann . . .?“ Dazwischen schuf Krause jambendramen wie „Königin Goldhaar“, die Seelenqualen des Weibes, das körperlich geübdigt hat, seelisch rein geliebt ist, „Das Meerespferd“, die Tragödie des Menschen im Kampf mit den Naturgewalten, „Chrysanthema“, die Tragödie des Künstlers, dem das Urteil des „berufenen Kritikers“ sein Werk verleidet. Als Lyriker hat er das „Hohe Lied des Weibes“ (1909) angestimmt, Frauenliebe, Frauentreue und Frauenehre gepriesen.

Bezeichnenderweise sind die wertvollsten „dramatischen“ Denkmäler dieser Jahrzehnte die um 1890 abgefaßten Puppenspieltextbücher der Bänkelsängerfamilien Dubszky und Hinz, welche 1842 bis 1895 besonders in der Umgebung von Pest spielten¹. Sie enthalten seltene Varianten der Stücke „Der Ungeratene zon“, „Káspár von Káspársz hauzn“, „Doktor Fauszt“ und „Die türkische Gefangenschaft oder Sultan Murads Tod“ in einer sonderbaren, mit magyarischen Elementen stark durchtränkten Mischmundart und Orthographie, sie sind auch als kulturelle Dokumente für die Ausläufer des deutschen Volksschauspiels in nichtdeutschen Gebieten von hohem Interesse.

Gegenwärtiger Zustand.

Das große Erlebnis des Weltkrieges brachte dem ungarländischen Deutschtum — auch dem im engeren Ungarn — zugleich das Erlebnis des eigenen Volkstums. Der Stolz auf die Leistungen der deutschen Wehrmacht, der Verkehr mit den Stammesgenossen des Mutterlandes erneuerten das Bewußtsein der volklichen und seelischen Zusammengehörigkeit aller Deutschen. Auch von reichsdeutscher Seite ward dem Wunsche nach wirksamerer Förderung der deutschungarischen Eigenkultur Ausdruck gegeben. Am maßvollsten, streng sachlich, aber zugleich überzeugend, legte den Stand-

¹ Mitgeteilt von Robert Gragger, Deutsche Puppenspiele aus Ungarn. Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. CXLVIII, 161 bis 180.

punkt des Deutschtums im Reiche der deutschungarischen Frage gegenüber der bekannte Zenaer Philosoph Rudolf Eucken in seinem Aufsatz „Deutschland und Ungarn“ (1916) dar. So kam es bei Kriegsende in ganz Ungarn zu einer deutschen Bewegung.

Die stürmischen Ereignisse von Herbst 1918 bis Herbst 1919 verhinderten eine auch nur provisorische Regelung des Minderheitenproblems. Erst nach dem Sturz des Bolschewismus nahmen die nationalen Regierungen die Frage wieder auf: ein Landmannschaftsministerium wurde eingerichtet, an dessen Spitze der Führer der Deutschungarn Dr. Jakob Bleyer trat. Nach 1919 erschien eine Regierungsverordnung über die sprachlich-kulturellen Rechte der Minderheiten, die im wesentlichen auf die Bestimmungen des Gesetzes von 1868 zurückgriff, sie aber den neuen Verhältnissen anzupassen trachtete. Ein bleibender Erfolg blieb diesen Bestrebungen leider versagt, weil der Umschwung, der sich in der magyarischen Öffentlichkeit nach dem Umsturz zugunsten des Deutschtums vollzogen hatte, nur von kurzer Dauer war. Man kehrte bald zur alten Ideologie zurück (die Abtrennung der westungarischen Komitate und die Volksabstimmung in Odenburg trugen dazu bei), so daß die Durchführung der gesetzlichen Bestimmungen auf immer neue Schwierigkeiten stieß, die zum guten Teil auch noch heute fortbestehen. Wohl bezeugte Graf Stephan Bethlen den ersten Willen zu einer einsichtigen Behandlung der deutschen Minderheit, wohl erließ er im Juni 1923 neuerdings eine allgemeine Minderheitenverordnung und im August die dazugehörige Schulverordnung, doch sind die Fortschritte in der Durchführung vorläufig nur gering.

Erfreulicher sind die publizistisch-literarischen Ergebnisse der deutschen Volksbewegung.

Unmittelbar nach dem Zusammenbruch wandte sich zunächst das von Dr. Johannes Huber geleitete, konfessionell katholischgefärbte politische Tagblatt „Neue Post“ den Lebensfragen des Deutschungartums zu. Besonders mutig und kraftvoll — obwohl nur mit bescheidener Öffentlichkeit — trat dann das Blatt in seiner neuen Form, als „Pester Zeitung“ (1920/21), für die Rechte und Wünsche des Deutschtums ein. An ihre Stelle trat 1921 das „Sonntagsblatt“, eine „Wochenzeitung für das deutsche Volk in Ungarn“, redigiert von Johann Faul-Farkas, herausgegeben von Dr. Jakob Bleyer, das, die eigenartige Lage und die geschichtlichen Überlieferungen des Deutschungartums stets beachtend, dessen geistige Bedürfnisse mit wachsendem Erfolg und immer vielseitiger zu befriedigen trachtet. Seine bisherigen Jahrgänge bilden eine vollständige Chronik der deutschen Bewegung in Ungarn. Eine Ergänzung bietet die „Bücherei des Sonntagsblattes“.

Das „Sonntagsblatt“ wurde auch das Organ des Kulturbundes der Deutschungarn, des 1923 gegründeten „Ungarländischen deutschen Volksbildungsvereins“.

Seine Betätigung erstreckt sich auf die Gründung von Ortsgruppen, auf die Errichtung von Volksbibliotheken, auf Vortragstätigkeit, auf landwirtschaftliche Fachberatung u. dgl. m. Außerdem entfaltet der Verein eine umfangreiche publizistische Tätigkeit: er gibt einen Volkskalender, „Volkschriften“ und die germanistische Fachzeitschrift „Deutschungarische Heimatsblätter“ (seit 1929) heraus. Dadurch kommt die Wirksamkeit des Vereins mittelbar auch der deutschungarischen Literatur zugute; man darf wohl sagen, daß sie die sicherste Gewähr für die Weiterentwicklung eines bodenständigen deutschen Schrifttums in Ungarn bietet.

In diesem Geiste schafft Mathes Nitsch (geb. 1884 zu Straßommerein im Burgenland ungarischen Anteils, Schriftleiter des „Pester Lloyd“, S. 1440). Bäuerlicher Herkunft, durch die magyarische Schule nicht entwurzelt, hat er sich eine gesunde, deutsche Art bewahrt, die schon in beachtenswerten lyrischen Gedichten, am fräftigsten und eigenartigsten aber in seiner gehaltvollen Prosaepik zur Geltung kam. So vor allem in dem



Max Ritsch.

Nach einer Photographie.

Kinderroman „Hans und Hani. Ein Roman der Kindheit aus Deutschungarn“ (1920), der im Sinne guter Heimatkunst den Heideboden und die Heidebauern veranschaulicht, dann in den drei schlichten Erzählungen „Wunder der Heimat“ (1927) und zuletzt in dem farbenreichen Öfener Geschichtsbild „Die Kreuzbezeichneten“ (1927), das als erster Teil einer Romandreiheit das deutsche Städteleben Ungarns — leider als „deutsche Vergangenheit“, wie es im Untertitel heißt — erstehn läßt. Besonders bemerkenswert ist Ritschs Sprachkunst. Er schreibt, leicht mundartlich gefärbt, durchaus dichterisch-persönlich, gedrungen und bildhaft. Sein tragischer Ernst, rühmt ein Kritiker, ist so echt wie der Gottfried Kellers, sein Humor so frisch wie der Noieggers. Man darf Ritsch, natürlich in entsprechendem Abstand, nach E. G. Kolbenheyer als den bedeutendsten deutschen Dichter des Donaubeckens bezeichnen.

Nur aus der Erneuerung des deutschen Volksgedankens können dem Schrifttum neue Kräfte erstehn, nur auf diesem Wege kann es wieder jene gedankliche Einheit erhalten, die es in den Zeiten seiner besten und höchsten Kraftentfaltung kennzeichnet.

Banat.

¹ Das Deutschtum im Banat, von Lehrern, Geistlichen, städtischen Intelligenzlern zunächst widerstandslos preisgegeben, fand den zähesten Rückhalt an den Bauern, die sich aber erst 1891 im „Schwäbischen Bauernverein“ organisierten.

Im Schulwesen machte die Magyarisierung zuerst langsame, dann immer raschere Fortschritte.

Die nächste Folge der Auflösung der Wojwodina (S 579 f.) im Jahre 1861 war, daß an den Gymnasien in Temeswar, Betschkeres und Lugosch die magyarische Unterrichtssprache eingeführt wurde. Ein zweiter schwerer Schlag traf das Deutschtum beim Übergang der Banater Militärgrenze in die Zivilverwaltung 1872 durch die Auflösung der militärischen Schulen (2 Regimentserziehungsanstalten, 3 Regimentshaupt-, 32 Kompanietrialschulen und 1 Lehrerbildungskurs, alle mit deutscher Unterrichtssprache). Als bald griff die Magyarisierung der Lehrerschaft um sich: an die Stelle des 1869 von Schwider gegründeten deutschen „Banater Lehrervereins“ trat 1876 der schon völlig magyarisierte „Südungarische Lehrerverein“. Immer mehr Gemeinden nahmen von 1878 bis 1893 für ihre Volksschulen die magyarische Unterrichtssprache an; 1907 8 gab es im Temescher Komitat nur mehr 44 (1913: 13!), im Torontaler 15 (1913: 18), im Karasch-Severiner Komitat 2 deutsche Volksschulen.

¹ Material zu diesem Abschnitt wurde mit Zustimmung der Verfasser entnommen den beiden Büchern: Felix Milleker, Kulturgeschichte der Deutschen im Banat 1716 bis 1918 (Brichatz 1930), und J. Stein, Fünfundzwanzig Jahre deutschen Schrifttums im Banate. Ein Beitrag zur deutschbanater Geistesgeschichte der Jahre 1890 bis 1915. Deutschbanater Volksbücher Nr. 22 (Temeswar 1915). — B. Drendi-Hommenau, Deutsche Dichter aus dem Banat. Literarische Skizze. Timisoara 1921.



Viktor Orendi-Hommenau,

Nach einer Photographie.

eine rumänische Zeitung. Von da an erlangte die magyarische Presse zahlenmäßig das Übergewicht. 1910 wurden im Banat zweiundvierzig magyarische (darunter sechs Tagesblätter), siebenunddreißig deutsche (darunter fünf Tagesblätter), zwei serbische und neun rumänische Zeitungen gedruckt. Der Verteidigung des deutschen Volkstums dienten vor allem zwei Temeswarer Blätter, das „Deutsche Tagblatt für Ungarn“ (gegründet 1902) und die belletristische Monatschrift „Von der Heide“, herausgegeben von Viktor Orendi-Hommenau (Februar 1909 bis Anfang 1926). Jenes konnte sich nicht halten und wurde durch den „Deutschungarischen Volksfreund“ ersetzt, den ebenfalls Orendi herausgab. Der Weiterarbeit an der Erweckung und Stärkung des deutschen Volksbewußtseins widmeten sich einige Wochen- und Halbwochenblätter wie Jakob Schümichens „Weißkirchner Volksblatt“, Artur Korn's „Großkinder Zeitung“ und die „Deutsche Bürgerzeitung“ in Perjamosch. Die beiden Siebenbürger Korn (geb. 1860 zu Kronstadt) und Orendi (geb. 1870 zu Elisabethstadt) hatten schwere Verfolgungen zu überstehen, weil die Behörden in der Aufforderung zur Pflege der Muttersprache eine „Aufreizung gegen die magyarische Nation“ sahen. „Aufreizung“ betitelte daher auch Korn seinen Band nationalpolitischer Gedichte (1905), der ihm die Heimat kostete.

Das deutsche Theaterwesen war bis zum Ende des Jahrhunderts von der nationalistischen Welle gänzlich verschlungen.

In dem von den Wiener Architekten Helmer und Zellner erbauten prächtigen Franz Joseph-Theater in Temeswar (eröffnet am 22. September 1875) hatten die magyarischen Schauspieler zuerst die kleine Saison inne. Nach der Brandkatastrophe vom 30. April 1880 wurde das Haus neu aufgebaut (eröffnet am 12. Dezember 1882) und den magyarischen Schauspielern (1886) für die große Saison eingeräumt. Temeswar und Preßburg wechselten nun ihre Gesellschaften derart aus, daß vom Oktober bis Januar das magyarische Ensemble in Temeswar, das deutsche in Preßburg, vom Januar bis Oktober das deutsche in Temeswar und das magyarische in Preßburg spielten. Am 20. November 1898 faßte jedoch die Stadtrepräsentanz den Beschluß, daß

Der deutschen Presse erstand seit 1871, in verstärktem Maße seit der Bewegung gegen den „Deutschen Schulverein“ nach 1881 (S. 1417) unter dem Schutze der Regierung eine scharfe magyarische Konkurrenz.

Im Jahre 1861 erschienen im Banat fünf Zeitungen, und zwar in Temeswar zwei, in Groß-Weiskereke, Lugosch und Werscheß je eine, sämtlich in deutscher Sprache. Dazu kamen 1867 die „Weißkirchner Anzeigen“ (als Beilage zum „Werscheßer Gebirgsboten“), 1868 die „Neue Temeswarer Zeitung“ und für Drawiza der „Vergeist“, 1873 das „Orsovaer Wochenblatt“. Bis 1889 vermehrte sich die Zahl der Zeitungen auf siebenunddreißig deutsche und zwei magyarisch-deutsche Blätter. Im Jahre 1898 erschienen an einundzwanzig Orten siebenundachtzig Zeitungen, und zwar an neunzehn Orten sechsundvierzig deutsche, an zwölf Orten sechsundzwanzig magyarische, an drei Orten elf serbische und an drei Orten vier rumänische. In Temeswar gab es 1902: zwölf deutsche, zwölf magyarische und

